Kurt v. Zydowitz

# Die Indianer in den USA

## gestern
## heute
## morgen

Verlag „Mein Standpunkt", Westerstede

Verlag „Mein Standpunkt", Westerstede

Kurt v. Zydowitz

# Die Indianer in den USA

## gestern
## heute
## morgen

Verlag „Mein Standpunkt", Westerstede

1977
ISBN 3-921410-11-8

Druck: Friesendruck, 2932 Zetel 1

## Kolonialismus

In den vordergründigen Auseinandersetzungen zwischen Ost und West wird viel mit Worten gefochten. Eins davon ist „Kolonialismus".

Zu verstehen ist darunter die widerrechtliche und durch irgendwelche Handels- oder „Schutz"verträge erschlichene oder erzwungene, oft auch offen gewaltsame Besitznahme fremden Landes mit Ausbeutung und Unterdrückung der eingeborenen Bevölkerung.

Das getan zu haben und noch zu tun, werfen sich beide Seiten, Ost und West, gegenseitig vor.

So haben die europäischen Völker seit dem 15. Jahrhundert, dem Zeitalter der Entdeckungen, ganze Erdteile (Afrika, den Süden Asiens, Amerika, Australien) als Kolonien in Besitz genommen und untereinander aufgeteilt. Nüchtern gesehen, sind es die Weißen gewesen, die fraglos mit Gewalt in eine fremde Welt eingedrungen sind und überall erhebliche Unruhe mit sich gebracht haben. Erst im 20. Jahrhundert ist es vielen Völkern dieser Erdteile gelungen, die Herrschaft der Weißen abzuschütteln und ihre politische Freiheit zu erringen. Diese Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen. Zum mindesten besteht bei vielen eine starke wirtschaftliche Abhängigkeit weiter. Und über diese wird weiter politischer Einfluß ausgeübt. So sagte Leopold Sedar Senghor, Präsident des afrikanischen Landes Senegal, bei seinem Besuch in Bonn Anfang Mai 1977:

> „Afrika ist heute weit stärker vom Ausland abhängig als zur Kolonialzeit; und man belügt das Volk, wenn man sagt, man sei frei."

Das ist also Kolonialismus in anderer Form. — Der Osten tritt nun als Vorkämpfer für die Befreiung vom westlichen Kolonialismus auf. Der Westen wiederum wirft dem Osten vor, daß er seinen Einfluß überall verstärken möchte. Und um jeden östlichen Vorwurf vollends zu erledigen, heißt es dann wohl in der westlichen Presse, der Osten habe überhaupt kein Recht, sich über Kolonialismus aufzuregen, denn die Sowjetunion wäre ja das größte Kolonialland; sie habe das riesige Sibirien in Besitz, und das sei ursprünglich nichtrussisches Gebiet. Das trifft zu: Vom 16. Jahrhundert an ist das russische Reich über den Ural nach Osten vorgedrungen, hat das ganze Nordostasien bis zum Pazifik vereinnahmt, die eingesessene mongolische Bevölkerung unterjocht und ungefragt zu russischen Staatsbürgern gemacht. So weit, so richtig.

Nur vergißt man dabei im Westen, den Blick auf die eigene Seite zu richten. Als hervorragendes Beispiel bietet sich da die sogenannte Führungsmacht des Westens an, die Vereinigten Staaten von Amerika, USA. Auch dieses Land ist seit dem 16. Jahrhundert von Menschen aus Europa mit List und Gewalt in Besitz genommen worden. Auch dort sind die Weißen immer noch die Herren. Und auch dort sind die Ureinwohner zu einer rechtlosen Minderheit gemacht worden, mehr herabgedrückt und schlimmer herabgewürdigt als die Mongolen in Sibirien.

Diese Urbewohner haben die Bezeichnung „Indianer" erhalten.

**Geschichtlicher Überblick**

Vor mehr als 40 000 Jahren sollen, wie die Wissenschaft meint, Jägerstämme aus dem Nordosten Asiens (Sibirien) über eine damals bestehende Landbrücke, die im Zuge der heutigen Beringstraße verlief, im Nordwesten Amerikas erschienen sein und sich von dort nach Süden verbreitet haben. Später sollen über Land oder über See weitere Gruppen aus Asien nachgerückt sein. Im Laufe der Jahrzehntausende haben sie den gesamten Erdteil Amerika besiedelt.

Wir beschränken uns hier auf Nordamerika. Seine aus Asien stammenden Urbewohner besitzen gewisse äußere Merkmale, die ihre Herkunft von einer mongoliden Rasse zeigen. Sie haben sich jedoch in langer Zeit derart unterschiedlich entwickelt, daß man nicht von einem einheitlichen Menschenbild sprechen kann. Es gibt also keinen bestimmten Typ des Indianers.

> „Als Kolumbus seinen historischen Irrtum beging, war der nördlich der mexikanischen Hochkulturen gelegene Teil Amerikas von mehr als tausend gesellschaftlich und politisch getrennten Stammesgruppen bewohnt, die mehrere hundert Sprachen verwendeten, welche teilweise so grundverschieden waren wie Deutsch und Chinesisch. Manche der Gruppen waren seßhafte Bodenbauern, andere waren Fischer, andere wieder nomadisierende Jäger. Es gab kriegerische Stämme und friedliche, Bewohner von Lehmburgen, Holzhäusern, Lederzelten und Rindenhütten, Gesellschaften mit Klassengliederung und solche ohne größere Standesunterschiede. Die europäischen Ankömmlinge sahen langköpfige und breitköpfige, groß- und kleingewachsene Eingeborene, Leute in Fellkleidung, andere in Baumwollgewändern und wieder andere, die nackt gingen."[1])

(Wenn wir das hören: Tausend gesellschaftlich und politisch getrennte Stammesgruppen, die sich zudem in Größe, Geschichte, Lebensweise und Kultur voneinander unterschieden haben, dann wird

---

[1]) „Das rote Amerika" von Christian Feest, Wien, 1976, S. 10

sofort klar, daß der Versuch, in Kürze über „Indianer" zu berichten, eigentlich eine Vermessenheit ist. Ich tue es dennoch, um den Lesern wenigstens einen allgemeinen Überblick zu geben. Dabei bin ich mir dessen bewußt, daß dieses Bild lückenhaft sein muß. Ich bitte die Leser, das zu berücksichtigen. Im übrigen gibt es heute zahlreiche Bücher, an Hand derer sich die Leser über einzelne Stämme und Einzelfragen unterrichten können.)

Die Unterschiede in der Lebensweise sind leicht zu erklären: Die Menschen richteten sich nach den Möglichkeiten, die die Natur ihnen bot. Für lange Zeiträume gab es keine Störungen dieses Lebens von außen. Zwar ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß im Laufe der Jahrtausende einzelne Schiffe von Europa oder Asien nach Nordamerika verschlagen sind. Zwar ist bekannt, daß um das Jahr 1000 Nordleute aus Grönland ihren Fuß auf amerikanisches Land gesetzt haben. Und Prof. Dr. Jacques de Mahieu berichtet in seinen Büchern, so in „Des Sonnengottes große Reise", 1972, von weiteren Fahrten von Nordleuten und Irländern nach Amerika. Doch diese Verbindungen gingen später wieder verloren, und die weißen Eindringlinge werden in den indianischen Völkern aufgegangen sein. In Nordamerika jedenfalls ist ein Einfluß nicht spürbar.

Die Lage änderte sich mit dem Erscheinen der Spanier in Mittelamerika gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Von nun an wurde der neue Kontinent in Europa bekannt. Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen, Schweden und Niederländer unternahmen weitere Entdeckungsfahrten zur Atlantik- und zur Pazifik-Küste Nordamerikas. Sie traten in Handelsbeziehungen zu den Eingeborenen. Die Spanier setzten sich in Florida und in Mexiko fest und drangen von dort nach Norden vor. Sie suchten nach Schätzen, die sie im Süden in so reichem Maße gefunden hatten — wobei sie nebenher die eingeborenen Bewohner ermordet oder versklavt hatten.

An der Ostküste Nordamerikas wurden dann im 17. Jahrhundert ständige Niederlassungen eingerichtet.

1607 gründeten Engländer eine Siedlung im Süden (Jamestown, Virginia),

1608 Franzosen im Norden (Quebec, Kanada),

1610 Engländer und Franzosen in Neufundland,

1612 Niederländer im Raum von New York,

1620 Engländer nördlich davon (Plymouth, Massachusetts). Das war die Landung der „Mayflower" mit 101 Passagieren, unter ihnen 35 Puritaner, die sogenannten Pilgerväter. In dieser Art setzten sich Engländer an der gesamten Ostküste fest.

Für die Siedlungen brauchte man Land. Und da die Zahl der weißen Einwanderer schnell anwuchs, brauchte man immer mehr Land.

Das aber konnte nur von den bisherigen Besitzern, den Indianern, kommen. Bald gab es Streit, bei dem die Weißen auf Grund ihrer besseren Bewaffnung und ihres rücksichtslosen Vorgehens Sieger blieben. Ihre Gebiete dehnten sich weiter aus; neue Kolonien wurden gegründet.

Aber auch die Weißen gerieten aneinander. 1652—1654 führten die Engländer Krieg gegen die Niederländer. Die Engländer siegten und übernahmen die niederländische Kolonie im Raum von New York (1667).

Schon seit 1649 machten sich im Norden Engländer und Franzosen den einträglichen Fellhandel streitig. Beide zogen mit Versprechungen Indianervölker auf ihre Seite, belieferten sie mit Feuerwaffen und ließen sie gegeneinander kämpfen. Folge war, daß die Indianer insgesamt geschwächt wurden und daß die Weißen weiter vordringen konnten.

1718 erschienen Franzosen an der Mündung des Mississippi und schoben sich am Fluß nach Norden vor. Das war eine Bedrohung der Engländer, denn von Kanada aus waren sie bereits bis an die Großen Seen gelangt. 1754—1763 fand in Nordamerika ein Krieg zwischen Engländern und Franzosen statt, bei dem wiederum auf beiden Seiten Indianervölker kämpften. Die Franzosen unterlagen. Frankreich trat die kanadischen Besitzungen an England ab; seine Ländereien am Mississippi fielen an Spanien.

Im Jahre 1763 reichten die Kolonien der Weißen nicht weiter als 200 bis 300 km von der Ostküste nach Westen. Gegen weiteres Vorschieben erhoben sich die Indianer in einem großen Aufstand. Um hier Ruhe zu schaffen, legte die englische Regierung in London den „ewigen" Grenzverlauf entlang des Appalachen-Gebirgskammes, etwa 500 km westlich der Küste. Das erregte den Unwillen der amerikanischen Kolonisten, die in ihrem Drang nach Westen keine Beschränkung haben wollten. Sie richteten sich auch nicht danach.

Diese und andere Eingriffe in die Selbständigkeit der Kolonien führten zum Unabhängigkeitskrieg 1775 bis 1783. Wieder kam es auf die Haltung der Indianer an. Viele Stämme stellten sich auf die Seite der Engländer, da sie ja das stete Vordringen der weißen Amerikaner vor Augen hatten — und von den Engländern Zusagen erhielten.

Auf der anderen Seite hatten auch einzelne amerikanische Staaten Indianer angeworben, indem sie ihnen Land versprachen. Als England den Krieg beendete, waren alle Zusagen vergessen. Ohne an Rechte der Indianer zu denken, wurde abgemacht, daß Kanada bei England bleiben sollte, während die Grenzen der jetzigen Vereinigten Staaten von Amerika nach Westen bis zum Mississippi—Große Seen verschoben wurden. Diejenigen Indianerstämme, die ostwärts

dieser neuen Grenze lebten, erkannten, daß damit ihr Land bedroht war. Die gemeinsame Gefahr brachte die Krieger vieler Stämme dazu, sich zusammenzuschließen. Sie wollten Widerstand leisten. Es fanden sich auch begabte Führer, unter ihnen der bekannte Tecumtha (Tecumseh). Im Krieg der Vereinigten Staaten gegen England (1812—1814) stellte er sich mit 3000 Mann auf die Seite der Engländer, wurde am Ende aber im Stich gelassen und fiel 1813. Auch die anderen indianischen Kräfte wurden nach anfänglichen Erfolgen geschlagen. So mußten sich ihre Stämme den Anordnungen der Weißen beugen.

Zwischen 1830 und 1840 wurden die Indianer aus dem Raum ostwärts des Mississippi nach Westen vertrieben, zwangsweise umgesiedelt oder sie wanderten dorthin aus. Wieder schien nunmehr eine endgültige Regelung erreicht. Doch die Weißen machten auch an der Mississippi-Grenze nicht halt.

1803 hatten die USA das Land Louisiana von Frankreich gekauft. 1805 erreichte eine Expedition von Weißen den Pazifik. Dort bestanden noch englische Kolonien. 1846/48 führten die USA Krieg gegen Mexiko und gewannen die Grenzgebiete. 1848 verursachten Goldfunde in Kalifornien einen Ansturm von weißen Goldsuchern und Abenteurern. Auf die dort ansässigen Indianer wurden Treibjagden veranstaltet. 1848 und 1853 schlossen sich die Staaten Oregon und Washington an der Nordwestküste des Pazifik an die USA an. Die dort wohnenden Indianer wurden verdrängt und vertrieben. Ab 1850 drangen weiße Siedler über den Mississippi nach Westen vor. 1869 war die erste transkontinentale Eisenbahnstrecke fertiggestellt. Auch Durchgangswege zum Pazifik wurden festgelegt.

Überall im Westen erhob sich Widerstand der einzelnen Indianerstämme. Gegen die jetzige Überlegenheit der Weißen war er hoffnungslos. Von 1860 bis 1890 führten sie einen gnadenlosen Vernichtungskrieg gegen die Indianer des Westens. Das Gemetzel bei Wounded Knee i. J. 1890, bei dem 350 Männer, Frauen und Kinder von weißen Soldaten niedergemacht wurden, steht für das Ende dieses Krieges. (Die Erinnerung daran bleibt bei den Indianern lebendig. So trägt das Buch „Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses" den amerikanischen Titel: „Bury My Heart at Wounded Knee".)

> „Die Weißen haben uns viel versprochen, mehr als ich aufzählen kann. Aber gehalten haben sie nur ein Versprechen: sie schworen, unser Land zu nehmen, und sie haben es genommen."

Im Jahre 1890 waren die Weißen die Herren des Landes. Das ist noch nicht 90 Jahre her!

**Zahlen der Indianer**

Die Eroberung und Besitznahme des Gebietes der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat, wenn wir von dem schmalen Streifen am

Atlantik absehen, knapp anderthalb Jahrhunderte gedauert. Das ist eine erstaunlich geringe Zeit, denn es handelt sich um einen großen Raum. Und er wurde den Weißen nicht freiwillig überlassen.

Bei der Frage, wie das möglich war, kommt es zunächst auf die Zahl der Urbewohner für die Zeit des ersten Auftretens der Weißen an. Sie kann nur geschätzt werden. Als Anhalt hatten die Weißen Stämme vor Augen, die an der Küste oder an Flüssen saßen, wo die Besiedlung verhältnismäßig hoch war. Eine Übertragung dieser Zahlen auf ganz Nordamerika ist aber nicht möglich, weil die Bevölkerungsdichte sehr unterschiedlich war. Man konnte sich daher nach oben verschätzen — aber auch nach unten. Denn die Weißen brachten auch ihre Krankheiten mit, so etwa Erkrankungen der Atmungsorgane (Schnupfen, Grippe, Tuberkulose), die bisher bei den Indianern unbekannt gewesen waren und gegen die sie keine körpereigenen Abwehrstoffe entwickelt hatten. Außerdem schleppten sie gefährliche Seuchen wie die Pocken ein. Solche Krankheiten wurden auch durch einzelne Weiße (Kundschafter, Missionare) und durch den innerindianischen Handel weit ins Innere verschleppt, so daß die Menschen ganzer Dörfer und Stämme dahingerafft wurden. Die Weißen trafen bei ihrem Vorgehen also auf Gebiete, die menschenleer waren.

So kommt es, daß die Schätzungen stark voneinander abweichen. Sie gehen von 1,5 bis 10 Millionen. Auf jeden Fall aber überstieg die Zahl der Indianer für längere Zeit die der Weißen. Die Eingeborenen wären fraglos in der Lage gewesen, die ersten weißen Siedlungen zu vernichten. Offenbar wollten sie das nicht. — Und später, als sie es wollten und die Weißen gern wieder aus ihrem Land vertrieben hätten, konnten sie es nicht mehr. Dafür gibt es mehrere Gründe. Einer davon ist die innere Einstellung der Indianer zum Krieg und, damit zusammenhängend, die Art der Kriegführung zwischen Weißen und Indianern.

### Kampfführung der Indianer und Weißen

In den Zehntausenden von Jahren, in denen die Besiedlung Nordamerikas durch die Indianer erfolgte, hat es fraglos immer wieder große Verschiebungen von Völkern und Stämmen gegeben. Der Zug ging anfangs im allgemeinen von den unwirtlichen Gebieten des Nordens nach Süden. In der Überlieferung mancher Stämme ist die Herkunft aus dem Norden noch erkennbar. Die Bewegungen werden nicht ohne Kampf abgegangen sein. Doch es gab ja Platz genug für alle.

Von der Zeit der Entdeckungen hörten wir, daß die Weißen kriegerische und friedliche Stämme antrafen. Das ist auch leicht erklärlich. Denn zwischen Jäger- und Sammlerstämmen kann es immer leicht zu Zusammenstößen kommen, während Bauernstämme weniger auf

neuen Raum angewiesen sind. Auf jeden Fall haben Krieg und Kampf in den Überlieferungen und Sagen der Indianer nicht den hohen Stellenwert wie bei weißen Völkern. Manche Stämme waren so friedfertig, daß sie jeden Kampf auswichen.

Vor allem wurde eben anders gekämpft als bei den Weißen. Die Indianer verhielten sich hier ebenso wie auf der Jagd. Das Ausnutzen des Geländes, das Ausspähen, Anschleichen, Deckungsuchen und der überraschende Überfall, auch bei Nacht, waren kennzeichnend für ihre Art der Kampfführung. Dabei kam es naturgemäß mehr auf den einzelnen oder auf kleine Gruppen von Kämpfern an. Nach dem heutigen Sprachgebrauch würde man sagen, daß die Indianer die geborenen Guerillakämpfer waren.

Auch bei Zusammenstößen größerer Verbände zeigte sich diese Eigenart. Die Angriffe der Indianer erfolgten meist nicht geschlossen, und wenn das gelang, dann stürmten sie regellos vor. Sie suchten in der Schlacht den Einzelkampf, denn auch hier wollte der einzelne seine Tapferkeit beweisen. Auf der anderen Seite entschied der Indianer auch selbst, wann er den Kampf aufgeben wollte.

Für die Kampfführung der Weißen brachten die Indianer aus ihrer Sicht kein Verständnis auf.

> „Im Kriege haben sie Anführer und Kriegshäuptlinge von unterschiedlichem Rang. Die gewöhnlichen Krieger werden vorwärts getrieben wie eine Antilopenherde, um dem Feind entgegenzutreten; und wegen dieser Art des Kämpfens — unter Zwang nämlich und nicht aus eigener Tapferkeit — rechnen wir uns bei ihnen auch keine Punkte an. Ein einzelner Krieger kann in einer schlimmen Gegend einer ganzen Armee von ihnen gehörig zusetzen." So hörte es in seiner Jugend der Sioux Ohiyesa, später Doktor der Medizin und Schriftsteller Charles Eastman, 1858—1939.[2])

Mit dem Anrechnen von Punkten hatte es folgende Bewandtnis: Der Indianer erhielt für besondere Leistungen bei der Jagd oder im Kampf gegen Menschen Punkte. Sie wurden durch äußere Zeichen (Bemalung, Federschmuck) kenntlich gemacht. (Wir Weißen sollten darüber nicht erhaben lächeln, denn unsere Orden sind ja auch solche äußeren Zeichen.) Die meisten Punkte konnte er erringen, wenn er bei einem Kampf durch die Reihen der Feinde ritt und viele von ihnen mit dem Stock berührte, selbst also die Waffe nicht benutzte. Solche Gegner wie die Weißen, die so dumm waren, geschlossen über offenes Gelände vorzugehen und die — nach indianischer Auffassung — wie eine Herde unter Zwang vorgetrieben wurden, konnten keine tapferen

---

[2]) „Ruf des Donnervogels", Erzählungen von Indianern. Herausgegeben von Charles Hamilton, Zürich, 1960, S. 253/254

Feinde sein. Sich mit ihnen zu messen, war keine besondere Leistung. — Welche Folge eine solche Einstellung haben mußte, besonders bei der überlegenen Bewaffnung der Weißen, kann man sich vorstellen. Die Indianer haben sie schrecklich zu spüren bekommen.

In Berichten von Weißen ist viel über Grausamkeiten der Indianer erzählt worden. Sie sind sicher auch vorgekommen. Nur — wenn wir umgekehrt Schilderungen von Indianern über die Grausamkeiten der Weißen hören, wird es zweifelhaft, wer damit angefangen hat und wer es besser konnte. Man muß auch hier beide Seiten hören. Die Geschichte der Weißen und besonders ihr Vorgehen gegen Farbige zeigt ja zur Genüge, daß sie Meister im Töten und Quälen waren. — Mit besonderem Schauder wird auch davon berichtet, wie Indianer ihre Gefangenen am Marterpfahl behandelten. Der Weiße sah hier nur, daß ein Wehrloser langsam zu Tode gepeinigt wurde. Er wußte nichts von den Gefühlen, die die Indianer dabei hatten. Sie wollten dem geachteten Gefangenen die letzte Gelegenheit geben, seine Tapferkeit und Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen zu beweisen. Zudem hatte das, was Weiße martern nennen, für Indianer eine religiöse Bedeutung. Auch hier sollten Weiße und vor allem Christen nicht entrüstet den Kopf schütteln. Sie mögen sich einmal die Liste ihrer Heiligen ansehen. Wie viele sind dazu befördert worden, eben weil sie besondere Martern erduldet haben sollen. — Im übrigen konnte, was Quälereien von Menschen betrifft, ein Sioux den Weißen mit Recht vorhalten:

> „Wir werden niemals unschuldige Frauen an einen Pfahl binden und verbrennen oder Männer mit Pferden in Stücke reißen, weil sie sich weigern, an unserem Geistertanz teilzunehmen."[3])

Noch ein Wort zum Skalpieren, dem Abreißen der Kopfhaut, und zwar von lebenden wie toten Feinden: Auch das gilt ja als Beweis indianischer Barbarei. Nun, abgesehen davon, daß offenbar nicht geklärt ist, wer damit angefangen hat, ob Weiße oder Indianer, steht fest, daß beide es ausgeübt haben. Aber kein Indianer ist je auf den Gedanken gekommen, für Skalps Prämien auszusetzen, wie die Weißen es getan haben. Ein Beispiel:

> „Hiermit erkläre und garantiere ich, daß . . . an alle und jede Person, Indianer wie Christen, die nicht im Solde der Provinz stehen, die folgenden verschiedenen und besonderen Prämien und Kopfgelder gezahlt werden sollen: Für jeden feindlichen männlichen Indianer über zwölf Jahre, der gefangengenommen und in einem der Forts, das mit Truppen im Dienst dieser Pro-

---

[3]) „Die Wunden der Freiheit", eine Zusammenstellung von Berichten von Indianern, München, 1975, S. 161

vinz belegt ist, oder in einer der Kreisstädte beim Vorsteher des öffentlichen Gefängnisses abgeliefert wird, die Summe von 150 Spanischen Dollars in Achterstücken. Für den Skalp jedes feindlichen männlichen Indianers über zwölf Jahre, vorgelegt als Beweis für dessen Tötung, die Summe von 130 Achterstücken. Für jeden weiblichen Indianer, gefangengenommen und abgeliefert, wie oben, und für jeden männlichen indianischen Gefangenen unter zwölf Jahren, gefangen und abgeliefert wie oben, 130 Achterstücke. Für den Skalp jeder Indianerfrau, vorgelegt als Beweis für deren Tötung, die Summe von 50 Achterstücken. Und für jeden englischen Untertan, der von den Indianern ergriffen und aus dieser Provinz in die Gefangenschaft gebracht wurde und der befreit und zurückgebracht und in Philadelphia beim Gouverneur dieser Provinz abgeliefert wird, die Summe von 150 Achterstücken, aber nicht für ihre Skalps. Und es soll gezahlt werden an jeden Offizier oder Soldaten, der im Sold dieser Provinz steht oder stehen wird, der einen englischen Untertanen zurückgewinnt oder abliefert, nachdem er in Gefangenschaft geriet, wie oben; und für jeden männlichen indianischen Gefangenen bringt und vorzeigt, wie oben geschildert, die Hälfte der besagten verschiedenen und besonderen Prämien und Kopfgelder."

(Verfügung des Gouverneurs Morris, Pennsylvania, beim Krieg gegen die Delaware-Indianer, am 14. April 1756.[4])

Man kann den Indianern nicht widersprechen, wenn sie behaupten, daß die Feindseligkeiten nicht von ihnen ausgegangen sind. Sie haben nicht nur immer wieder betont, daß sie mit den Weißen friedlich zusammenleben wollten, diese Einstellung ist auch durch den Verlauf der Geschichte bestätigt. Denn anders ist es nicht zu erklären, daß sie die ersten Ansiedlungen der Weißen duldeten, ja, ihnen halfen, daß auch später Kundschaftertrupps und einzelne Missionare sich durch indianisches Gebiet bewegen und daß Bahnen und Straßen quer durch Nordamerika gebaut werden konnten. Die Entfernung vom Mississippi bis zum Pazifik beträgt rund 2000 Kilometer. Das entspricht der Strecke vom Rhein bis nach Moskau. Man stelle sich vor, was geschehen wäre, wenn Karl der Franke versucht hätte, eine Straße oder eine Eisenbahn von der Elbe bis nach Moskau zu bauen. Das wäre trotz militärischer Überlegenheit der Franken nicht gelungen.

Noch ein weiterer Vergleich mit den damaligen Zuständen drängt sich auf: Die Indianer lebten wie die heidnischen Germanen und Preußen in Stämme, Gaue und Dörfer zersplittert. Der Gegner — in Nordamerika also die Weißen — hatte es meist nur mit diesen Teilen zu

[4]) „Die Wunden der Freiheit", a. a. O., S. 37/38

tun. Sie waren auch mit schwächeren Kräften zu überwinden. Wenn aber die Indianer, ebenso wie Germanen und Preußen, es schafften, sich zusammenzuschließen und eine stärkere Streitmacht aufzustellen, hatten sie auch Erfolge. Nur war es eben sehr schwer, sie für eine längere und regelrechte Kriegführung zusammenzuhalten. Die Stärke der Indianer lag, wie gesagt, im Guerillakrieg. Hier konnten sie, wenn das Gelände günstig war, nie geschlagen werden, und manche Stämme, die in den Urwäldern des Südens lebten, sind endgültig auch nie besiegt worden. Doch das waren Ausnahmen.

Zwar brachten die Indianer auch sonst weißen Siedlern und später amerikanischen Soldaten in zähem Widerstand hohe blutige Verluste bei, doch auf die Dauer konnten sie sich nicht behaupten. Die Weißen schoben planmäßig befestigte Stützpunkte vor. Von ihnen aus sollte neues weißes Land geschützt werden. Das hieß gleichzeitig, daß die dort wohnenden Indianer zur Unterwerfung gezwungen werden mußten. Bei den Kämpfen nutzten die Weißen Feindschaften zwischen Indianerstämmen für sich aus. So kämpften indianische Krieger auf ihrer Seite; Späher und einzelne Trupps wurden auch gegen Lohn angeworben. Und die Weißen selbst verstärkten sich ebenfalls laufend weiter.

Bei hartnäckigem Widerstand schnitten die Weißen die indianischen Krieger von jeder Versorgung ab. Man kann hier von einer Kriegführung der „verbrannten Erde" sprechen. Dörfer und Zeltlager wurden zerstört, angebaute Felder verwüstet oder, wie bei den Jägerstämmen, die Büffelherden abgeschossen (1872—1880). Mit einem Wort, die Menschen wurden dem Hunger preisgegeben. Solche Maßnahmen betrafen zunächst die Alten sowie Frauen und Kinder, die während der Kämpfe in den Niederlassungen der Indianer zurückgeblieben waren. Aber sie wirkten auch auf die Krieger. Sie wurden am Ende gezwungen, den Kampf aufzugeben und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Menschen besiegter Stämme wurden auch als Sklaven verkauft.

So waren aus den ursprünglichen Herren des Landes in wenigen Jahrhunderten Sklaven und Knechte der Weißen geworden.

### Der „Pfad der gebrochenen Verträge"

Voraussetzung für die militärischen Erfolge der Weißen war ihre Politik. Und Voraussetzung für diese Politik war die Einstellung zu den Indianern. Wie überall auf der Erde waren die Weißen, hier in Amerika vor allem die Engländer, von der festen Überzeugung durchdrungen, daß sie im Grunde die rechtmäßigen Herren der „wilden", der farbigen und darüber hinaus auch noch heidnischen Eingeborenen wären. Das Gefühl gottgegebener Höherwertigkeit wurde durch die christliche Religion gestützt. Es zeigt sich hier ebenso wie in anderen

Erdteilen. Und es wirkte in dieser Zeit ebenso wie zu anderen. Denken wir nur an die eigene Geschichte einige Jahrhunderte früher (siehe „Glaubensumbruch . . ."). Wenn die Indianer das nicht einsehen wollten, mußten sie dazu gezwungen werden. Und wo sie sich gegen den Zwang zur Wehr setzten, mußten und durften sie getötet werden — nach dem Leitsatz des Generals Sheridan, aus dem dann ein amerikanisches Sprichwort jener Zeit wurde: „Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer!" (Hat nicht ein Mann dieses Geistes dasselbe auch einmal über die Deutschen gemeint?)

Eine solche Ansicht durfte man natürlich zunächst nicht offen aussprechen. Es gab unter den Weißen auch Männer und christliche Gruppen wie die Quäker, die anderes aus ihrer Bibel herausgelesen hatten. Sie fühlten Verständnis, ja Mitleid mit den Indianern. Aber ihre Stimmen gingen im gewaltigen Chor der Vernichtung unter. Auch diese Leute konnten sich auf die Bibel berufen und taten es.

Anlaß zum Streit bot das Land. Die Indianer besaßen es, und die Weißen wollten es haben. Sie hätten dazu das Recht, meinten sie. Dieser Überzeugung verlieh ein einflußreicher Weißer aus Pittsburg im Jahre 1782 Ausdruck, als er „einige Beobachtungen in bezug auf die Tiere, die gemeinhin Indianer genannt werden", veröffentlichte. Er schrieb da:

> „. . . Worauf ist ihr Anspruch gegründet? Sie wohnen dort. Ein wilder Indianer mit rot angemalter Haut und einer Feder durch die Nase hat seinen Fuß auf den großen Kontinent von Nord- und Südamerika gesetzt; ein zweiter wilder Indianer mit zu Ringeln gestutzten Ohren oder mit geschlitzter Nase wie ein Schwein oder ein Übeltäter hat ebenfalls einen Fuß auf das gleiche ausgedehnte Erdreich gesetzt . . . Wie nutzt dieses geringelte, gestreifte, fleckige und gesprenkelte Vieh dieses Erdreich? Bebauen sie es? Die Offenbarung sagt dem Menschen: ‚Du sollst den Boden bebauen!' Nur das ist menschliches Leben. . . . Was würden Sie davon halten, . . . sich an einen großen Büffel um Gewährung von Land zu wenden?"[5])

Die Weißen arbeiteten, wie wir auch an diesem Beispiel sehen, mit dem Vorwand, daß die Indianer das Land nicht bebauten. Das stimmt in dieser allgemeinen Form nicht. Gerade im Osten saßen die Stämme, die Ackerbau betrieben. Gelernt und übernommen haben die Weißen von ihnen den Anbau von Mais, Bohnen, Kürbis, Kartoffeln, Süßkartoffeln, Erdnüssen, Baumwolle, Tomaten, Kakao, Melonen und Tabak. Darunter sind immerhin Nahrungsmittel von einiger Bedeutung. — Aber die Indianer nutzten das Land eben nicht so, wie die Weißen

---

[5]) „Die Wunden der Freiheit", a. a. O., S. 58

es für richtig hielten. Hier bestanden in der Tat grundsätzlich verschiedene Auffassungen. Der Weiße sah das Land als Mittel, persönlich den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen. Irgendeine gefühlsmäßige Bindung dazu bestand nicht. (In Nordamerika gibt es auch heute keine Bauern oder Landwirte, sondern Farmer, die ihren Betrieb wie ein Industrieunternehmen betrachten und führen. Und man ist mit Erfolg dabei, diese Einstellung auch in Europa durchzusetzen, wo es noch Bauern gibt.)

Für den Indianer gehört das Land, das er immer wieder als „Mutter Erde" bezeichnet, nicht dem Menschen allein, sondern ebenso den Tieren und Pflanzen. Umgekehrt ausgedrückt ist es noch genauer: Menschen, Tiere und Pflanzen gehören der Erde. Sie alle sind Kinder dieser Mutter, und sie, die sie alle hervorgebracht hat, gibt ihnen allen das, was sie zum Leben brauchen. Das einzelne Wesen, auch der einzelne Mensch, kann kein Besitzrecht an Land beanspruchen. Das Stück Land, das dem Menschen von einer höheren Macht als Lebensraum zur Verfügung gestellt ist, ob zum Feldbau, zur Jagd oder zum Sammeln, ist lediglich zur Nutznießung zugewiesen, und zwar nicht dem einzelnen, sondern dem Dorf, Stamm und Volk, also der Gemeinschaft. Nicht der einzelne, sondern der Stamm soll leben. Und die Menschen haben darauf zu achten, daß sie nicht den Tieren oder Pflanzen etwas nehmen, was diese zum Leben brauchen.

Ein Forscher bringt ein schönes Beispiel für diese Einstellung. Es geht um Früchte der Erdbohne, Falcata comosa.

> „Dieser Strauch, angesiedelt am Rande der Missouriwälder, treibt von seinen untersten Zweigen kleine Bohnen in die Humusschicht des Bodens, ähnlich den Erdnüssen. Diese Bohnen sind in der indianischen Küche ein beliebtes Gericht, nur schwierig zu erlangen wegen des dicht verfilzten Gestrüpps. Die Indianer überwinden die Schwierigkeit mit einem vierbeinigen Helfer, der Wiesenmaus, Microtus Pennsylvanicus. Das Tier sammelt eifrig die Bohnen in seine Kammern, und da es im Winter fast nur von der Falcata lebt, so lohnt sich das Ausheben der Vorräte.
>
> Allein kein Indianer würde es wagen, der Maus sämtliche Früchte ihrer Arbeit fortzunehmen und ihren Bau rein auszuplündern. Die Leute lassen nicht nur einen Teil der Bohnen zurück, sie legen als Entgelt eine entsprechende Menge Mais in die Vorratskammer, dazu noch etwas Fett oder Speck oder sonst einen Leckerbissen. Es gilt als boshaft und ungerecht, der Wiesenmaus ihre Ernte ohne Gegengabe zu rauben. Ja, die Indianer bezeugen ein starkes Gefühl des Respekts: „Die Wiesenmäuse sind äußerst fleißige Leute, sie helfen sogar den Menschen."

Zu einer solchen Suche gehört eine gewisse geistige Vorbereitung. Man muß Herz und Gemüt reinigen, die bösen Gedanken ablegen und seinen Sinn wecken für die Rechte aller lebenden Wesen, Pflanzen und Tiere. Nur mit Demut und Ehrfurcht darf man sich der Maus nähern und sie bitten, einen Teil ihrer Vorräte abzugeben.

Ein alter Teton-Dakota von der Standing Rock-Reservation, der sich an einem Herbsttag auf die Suche begeben hatte und sich unbemerkt glaubte, richtete folgendes Gebet an die Maus: „Du, die du heilig bist, habe Mitleid mit mir und hilf mir. Ich bitte darum. Du bist nur klein, aber doch groß genug, deinen Platz in der Welt auszufüllen. Du bist freilich schwach, doch stark genug für deine Arbeit, denn heilige Mächte stärken dich. Du bist auch weise, denn die Weisheit der heiligen Mächte ist ständig bei dir. Möge ich immer weise sein in meinem Herzen, denn wenn heilige Weisheit mich anleitet, dann wird sich dieses schattenverwirrte Leben in beständiges Licht verwandeln."

Erst nach diesem Gebet begann er zu graben."[6])

Noch inniger war die Bindung zur gemeinsamen Mutter Erde. Und das Stück Land, mit dem sie seit Jahrtausenden verwachsen waren, war Heimat, war Leben, war Heiligtum. — Eine Abgabe oder gar ein Verkauf von Land gegen Geld lag anfangs völlig außerhalb der Vorstellung der Indianer. Geld kannten sie sowieso nicht und brauchten es auch nicht, da sie alles besaßen, was sie zum Leben brauchten. Aber die Weißen zeigten ihnen Dinge, die sie noch nicht kannten und die nützlich (Geräte aus Eisen) oder schön (Glasperlen) waren oder die eine angenehme Wirkung hatten (Alkohol). (Die Indianer hatten nie Alkohol kennengelernt. Ihre Körper waren nicht darauf eingestellt, ihn zu verarbeiten und abzubauen. Sie wurden also schnell betrunken. Ein Zustand der Entrücktheit, wie ihn der Rausch mit sich bringt, war bei Indianern erwünscht, allerdings aus anderen Gründen wie bei Weißen. Wir werden noch darüber hören. Jedenfalls hat der Alkohol ihnen körperlich und seelisch sehr geschadet. Von den Weißen wurde er zum Teil ganz bewußt als Mittel für ihre Zwecke eingesetzt.) Welches Gift da verabreicht wurde, geht aus einem bekannten Rezept für die Mischung solchen Alkohols hervor:

„Zwei Gallonen (1 Gallone = 4,544 Liter) gewöhnlichen Whiskys oder nicht gereinigten Alkohols werden mit 30 Gallonen Wasser gemischt. Dann kommt so viel roter Pfeffer dazu, daß das Ganze feurig wird, und so viel Tabak, daß es berauscht.[7])

---

[6]) „Glauben und Denken der Sioux" von Werner Müller, Berlin, 1970, S. 122

[7]) „Ruf des Donnervogels", a. a. O., S. 88

Wie es bei solcher Einstellung der Indianer zu Land, zu Besitz, zu Geld und zu Macht — für den Weißen bedeuten Geld und Besitz ja auch persönliche Macht — überhaupt zur Abgabe von Land kam, kann man wohl nur so erklären, daß sie für Geschenke der Weißen das erbetene Nutzungsrecht nicht verweigern wollten. Außerdem haben beide Seiten sicher aneinander vorbeigeredet, denn die Begriffe waren ja völlig anders. Und auch die Verständigung muß schwierig gewesen sein, denn die Weißen und die Stammeshäuptlinge — sie allein waren die Sprecher der Indianer — konnten nur über Dolmetscher miteinander verkehren. Meist waren diese, zum mindesten anfänglich, Angestellte der Weißen. Was sie den Indianern sagten und was sie am Ende in den Vertrag aufnahmen — den die Indianer ja nicht lesen konnten —, wird also im Sinne der Weißen abgefaßt gewesen sein. Immerhin gab es Verträge, in denen die beiderseitigen Rechte abgegrenzt wurden.

So kann man sich die ersten friedlichen Verhandlungen vorstellen. Die Weißen drangen aber immer weiter vor und wollten mehr Land. Waren sie stark genug, so forderten sie es. Überließen die Indianer es freiwillig, so wurde ein neuer Vertrag friedlich abgeschlossen. Irgendwann aber mußte jeder betroffene Stamm zwangsläufig in die Lage kommen, daß er kein Land mehr abgeben konnte, wenn nicht das Leben des Stammes gefährdet werden sollte. Auf frühere Verträge hinzuweisen, nützte nichts. Das hatten die Indianer bald lernen müssen. Für die Weißen galten Verträge nur so lange, wie sie sie für nützlich hielten. Der Wert amtlicher Erlasse stand nicht höher. So schrieb George Washington, der spätere erste Präsident der USA, über die schon erwähnte Londoner Verfügung, nach der die Grenze zwischen Weißen und Indianern entlang des Appalachen-Gebirges festgelegt wurde, im Jahre 1763 an den Landvermesser William Crowford:

> „Ich kann diese Proklamation niemals in einem anderen Licht sehen (aber das sage ich unter uns), denn als ein vorübergehendes Mittel, um die Gemüter der Indianer zu beruhigen. Sie muß natürlich in ein paar Jahren ungültig werden . . .“[8])

So sahen sich die einzelnen indianischen Stämme immer wieder vor die Frage gestellt, ob sie eine Abgabe von Land verweigern sollten oder nicht. Manche Stämme entschieden sich trotz aller Schwierigkeiten für ein Ausweichen und gingen auf die Suche nach neuem Raum. Der wurde ihnen selbstverständlich wieder vertraglich zugesichert. (Hier geht der Blick wieder zur eigenen Geschichte: Auch da verfügten die Machthaber, z. B. Päpste und Kaiser, über fremdes

---

[8]) „Die Wunden der Freiheit“, a. a. O., S. 46

Land, als ob sie ein Recht darüber hätten. Und sie „glaubten" wohl auch hier, es zu haben.)

Andere Stämme setzten sich zur Wehr. Ihnen gegenüber konnten die Weißen nach dem Sieg noch härter auftreten. Doch auch hier wurden Verträge abgeschlossen, in denen den unterworfenen Stämmen irgendwo anders Land zugesichert wurde.

Noch im Jahre 1834 erging eine Verfügung der US-Regierung, daß das Land westlich des Mississippi (mit gewissen Ausnahmen im Norden und Süden) „Indianerland" sein solle, das nur von einzelnen, dazu befugten Händlern betreten werden durfte. Weiße Siedler sollten sich dort nicht niederlassen. Aber bevor dieses Gesetz in Kraft trat, waren sie bereits da. Wieder wurde die Grenze weiter nach Westen verschoben, wieder wurden neue Verträge mit den Indianerstämmen gemacht — und wieder waren sie nach kurzer Zeit hinfällig. Die Indianer mußten weichen. Den Resten von 22 Stämmen wurde das Gebiet von Oklahoma als neue Heimstatt zugewiesen. Und auch das war nicht endgültig.

Das ist nur ein Beispiel für das Verfahren, wie es abschnittsweise vom Atlantik bis zum Pazifik durchgeführt wurde. — Allgemein kann man sagen: Abgesehen von den ersten Vereinbarungen, die von den Indianern freiwillig eingegangen wurden, beruhten die Verträge auf List, Betrug und Fälschung. Häuptlinge wurden betrunken gemacht, und man schob ihnen dann ein Papier unter; einzelne Mitglieder des Stammes, die zu Verhandlungen gar nicht berechtigt waren, wurden bestochen; Mischlinge oder auch Fremde unterschrieben, und das wurde dann für verbindlich ausgegeben. Jedes Mittel war erlaubt, um zum Ziel zu kommen. Und wenn es friedlich nicht ging, griff man zur Gewalt, zum Hunger, zum Krieg. Am Ende mußten die Indianer den vorgelegten Abkommen zustimmen. Darin hieß es immer wieder: „. . . so lange das Gras wächst und die Flüsse fließen", also auf ewig. So sind Verträge und abermals Verträge abgeschlossen worden, bis heute. Ein indianischer Sprecher kommt auf die Zahl von 371. Und mit Recht sprechen Indianer vom „Pfad der gebrochenen Verträge".

Das änderte sich selbst dann nicht, als die Indianer in von den Weißen bestimmte Gebiete, Reservationen genannt, eingepfercht wurden. Es war vielfach unwirtliches Land. Hier waren sie erst recht völlig auf die Hilfe der Weißen angewiesen. Aber auch hier wurden die Zusicherungen nicht eingehalten. Die Reservationen wurden verkleinert oder auch ganz aufgelöst, wenn Weiße entsprechende Wünsche hatten.

Zusammengefaßt also: Die Indianer mußten sich Verträgen beugen, die von Weißen aufgestellt waren. Recht und Gesetz der Weißen

wurden bindend für sie. Die zugesicherte Stammes-Selbstverwaltung und die eigene Rechtsprechung wurde vielfach durchlöchert und umgangen. Sie waren der einseitigen weißen Rechtsprechung unterworfen. Sie unterstanden Dienststellen der Weißen, angefangen von den Agenten in den einzelnen Reservationen bis hinauf zur Verwaltung in den einzelnen Staaten oder bei der Bundesregierung. Alle diese Dienststellen waren nicht für Indianer da, sondern für die Weißen. Zwar gab es hin und wieder auch Leute, die sich für die Indianer einsetzten, doch wenn sie unbequem wurden, wurden sie kaltgestellt oder entfernt. Dazu kommt noch, daß dauernd andere Gesetze für bzw. über Indianerfragen herausgegeben wurden. So geht es bis heute. Wenn das kein Kolonialismus ist, was dann?

### Völkermord an Indianern

Das Ergebnis dieses Vorgehens kann man mit einem Wort bezeichnen: **Völkermord.** Er wird durch die Entwicklung der Bevölkerungszahl der Indianer bewiesen. Wir haben gesehen, daß die Zahl der Indianer in Nordamerika bei Erscheinen der Weißen auf 1,5 bis 10 Millionen geschätzt wird. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts, also nach 400 Jahren, betrug sie 500 000, davon knapp 300 000 in den USA.

Dabei genügt es nicht, diese Zahlen zueinander in Beziehung zu setzen und festzustellen, daß da einige Millionen Menschen umgekommen sein müssen. Man muß auch berücksichtigen, daß Mütter in vier Jahrhunderten Kinder geboren haben. Und daß Mütter keine Kinder gebären konnten. Die Verluste an geborenem und an ungeborenem Leben betragen also ein Vielfaches.

Das Ende der indianischen Völker in den USA schien bevorzustehen. So sahen es nicht nur Weiße, sondern auch Indianer selbst. Das lag nicht allein an der geringen Zahl, sondern an der ausweglosen Lage, in der sich die Indianer befanden. Abgeschnitten vom natürlichen und für sie notwendigen Leben in Freiheit, fristeten sie ihr kümmerliches Dasein entweder in den Reservationen, ohne Arbeitsmöglichkeiten (40 bis 80 Prozent Arbeitslose), angewiesen auf stete Hilfe von außen, abhängig von weißen Händlern oder Unternehmern jeder Art — oder sie hatten die Reservation verlassen und fanden sich als verachtete Farbige am Rande einer fremden, der weißen Welt. Niederdrückend wirkten hier nicht so sehr die äußeren Lebensbedingungen. Der Indianer ist immer bedürfnislos gewesen. Der Grund lag tiefer. Es war der Wille zum Leben, der erstickt wurde. Das heißt, die Ursachen lagen im geistig-seelischen Bereich. Der Indianer hatte keine Hoffnung mehr, jemals als Mensch und erst recht als Indianer leben zu können.

Nur wenige schafften es, den Weg zu gehen, der unter solchen Umständen allein offenstand, den Weg der Weißen. Dabei bestand die Gefahr, daß der Indianer seine Art aufgab und zum farbigen Weißen wurde. Solche Leute hat es verständlicherweise gegeben. Die Indianer nennen sie „Apfel-Indianer", außen rot und innen weiß. Das eben war genau das, was die Weißen wollten.

**Der seelische Völkermord . . .**

Der Weiße sieht sich gern als Krone der Schöpfung und auch als Herr der Schöpfung. Das gilt auch in bezug auf die anderen Menschenrassen. Da bildet er sich ein, Maßstab zu sein, und meint sogar, das Recht zu haben, sie nach seinen Vorstellungen zu formen. Das ist die Frucht falscher Erziehung. Wem darüber hinaus als Christen die Überzeugung eingegeben worden ist, im Besitz der einzig möglichen Wahrheiten zu sein und den allein selig machenden Glauben zu besitzen, während die anderen verdammt sind, muß zu solcher überheblichen Einstellung kommen. Die christliche Demut, von der so oft gesprochen wird und deren Zeichen so oft vorgeführt werden, gilt in Wirklichkeit — Ausnahmen zugestanden — nur ihren Oberen und ihren Göttern. Vor der Natur und all ihren Erscheinungen, auch vor Menschen, besteht sie nicht. Das zeigt die Geschichte des Christentums zur Genüge.

Mit dieser Geisteshaltung traten die Weißen von Anfang an auch den Indianern gegenüber. Wenn wir oben sagten, Voraussetzung für die militärischen Erfolge der Weißen war ihre Politik und Voraussetzung für diese Politik war die Einstellung gegenüber den Indianern, so kommen wir nun zur Ursache für die Einstellung, zur Gesinnung. Es war die Überzeugung, dazu berechtigt zu sein, die Indianer nicht nur körperlich auszurotten, sondern sie geistig-seelisch zu zerstören. Erst dann konnte man aus den Trümmern Neues bauen, einen neuen Menschen schaffen. Das will ja auch das Christentum.

Hier kommt es sogar gewissen Anlagen des weißen Menschen entgegen. Solche Aufgaben entsprechen einmal seinem Selbstgefühl, zum anderen seinem Tatendrang. Aber sie werden nicht in sittlichen Grenzen gehalten, sondern zur Selbstsucht und zum maßlosen Machtwillen verzerrt. Und als Christ kann er dazu sagen und hat es bis heute getan, daß er im Sinne seiner Götter handelt.

Für die Absicht, die Indianer auch im Denken und Fühlen zu Weißen zu machen, zeugen schon die Begriffe, mit denen man auf weißer Seite arbeitete. Da wollte man die Assimilation, also die Anpassung der Indianer an die weiße Art, die Akkulturation, etwa dasselbe, nur noch stärker in Richtung Kultur, oder die Integration, womit weniger die Verschmelzung von Indianern und Weißen als das Aufgehen der Indianer in den Weißen gemeint war.

**. . . durch die Schule**

Mit der Erziehung zum Weißen wollte man nach bekanntem christlichem Muster bei Kindern und Jugendlichen beginnen. Das Verfahren war ja auch bereits vor Jahrhunderten bei den germanischen Heiden angewendet worden. Bei den Indianern sollten Schulen zur Umerziehung dienen. Indianer kannten keine Schulen. Ihre Kinder lebten in der Familie und lernten in der Gemeinschaft mit den Erwachsenen für ihr Leben — aber eben für das Leben der Indianer. Da hörten sie über indianische Geschichte und ihre Helden und wurden unmerklich in diesem Sinne geformt. Da wurden sie für ihr Leben in der Natur angeleitet, erlebten sie das Gleichgewicht in der Natur als Wille der Schöpfung. Da nahmen sie teil an den kultischen Feiern, die sie sowohl in die große Gemeinschaft des Kosmos wie in die der Familie, des Dorfes, Stammes und Volkes banden.

> „Sie (die Erziehung bei den Indianern) sucht jene Eigenschaften zu unterdrücken, die den Familienverband gefährden und den Einzelnen isolieren wie Ehrgeiz, Selbstsucht, Erwerbsgier. Die Kluft zu den Idealen der Dollarkultur könnte nicht größer sein."[9])

Gerade dieser Dollarkultur sollten die Kinder zugeführt werden. Sie wurden aus ihrer natürlichen Umgebung herausgeholt und an irgendeinem fernen Ort einem Schul- und Lernzwang unterworfen, wie sie ihn nicht kannten. Nicht, daß sie nicht etwas lernen wollten. Aber nicht unter solchen Umständen! Die ungeheure Umstellung führte zu großen Schwierigkeiten, zu Flucht, Alkohol und Freitod. Inzwischen sind Schulen auch in den Reservationen eingerichtet. Das Ziel ist das gleiche.

Ein anderes Mittel war und ist die Adoption von Kindern. Unter dem Vorwand, sie aus den ärmlichen Verhältnissen der Reservation zu erlösen und ihnen ein — äußerlich — besseres Leben zu ermöglichen, wurden und werden Kinder ihren Eltern weggenommen und weißen Eltern übergeben. Weiter gibt es Pflegestellen, in denen indianische Kinder gegen Entgelt „aufgenommen" werden. Weiße Farmer machen sich das zunutze. Einmal erhalten sie Geld dafür, zum anderen sichern sie sich billige Arbeitskräfte, sobald die Kinder groß genug sind. Nach einer Übersicht von indianischer Seite aus dem Jahr 1973 sollen zwischen 25 und 35 Prozent aller Indianerkinder in dieser Weise (Internat, Schule, Adoption, Pflegestellen) fern von ihren Familien aufwachsen. Erzogen werden sie selbstverständlich im Sinne der Weißen, gewiß auch mit der herablassenden oder herabsetzenden Bewertung der Indianer, also des eigenen Volkes — und in englischer Sprache.

---

[9]) „Glauben und Denken der Sioux", a. a. O., S. 321

### . . . durch die Sprache

> „Solange die Indianer in ihrer Muttersprache erzogen werden, bleiben sie Indianer; und das Hauptziel unserer Indianerpolitik ist bekanntlich, die Indianer zu Weißen zu machen."

Damit widersetzten sich vor 100 Jahren Beamte der amerikanischen Regierung einem Vorhaben, auf einer Reservation indianische Lehrer in ihrer Sprache auszubilden. Die Absicht, die Menschen ihrer Sprache zu entfremden, gehört für die Indianer ebenfalls zum kulturellen Völkermord. Und sie haben recht damit! Auch wir wissen sehr gut, daß Sprache nicht nur ein Verständigungsmittel ist, sondern auch ein hohes Kulturgut. Und sie ist nicht nur Ausdruck der Kultur eines Volkes, sondern auch Träger und Schöpfer seiner Kultur. Mathilde Ludendorff hat in ihrem Werk „Das Gottlied der Völker, eine Philosophie der Kulturen" im Abschnitt „Die Sprache als Enthüller und Hüter des Eigensanges der Völker" die Bedeutung der Muttersprache für die Kultur hervorgehoben.

Indianer besitzen hierfür ein klares Empfinden. Bei Irokesen stellte ein Forscher um 1900 fest:

> „Sie (die Sprache) gilt als heilige Gabe und als Teil des Leibes wie der Kopf und die Glieder. Eben deshalb bedient sich ein Indianer niemals eines fremden Idioms, es sei denn als Dolmetscher . . . Die Irokesen sehen es als schwerste Beleidigung der Ahnen und des Großen Geistes an, ein anderes Idiom zu verwenden als ihr eigenes."[10])

Werner Müller, der diese Beispiele bringt, meint, daß auch andere indianische Stämme ein derart inniges Verhältnis zu ihrer Muttersprache haben. Sie gehört zu ihrem Wesen. Sie ahnen, daß sie mit freiwilliger oder erzwungener Aufgabe der Sprache auch einen Teil ihres Wesens verlieren.

Doch die Sprache enthüllt auch, wie wir eben hörten. Das heißt, man kann von ihr Rückschlüsse auf die Eigenart der Menschen ziehen, die sie ja geschaffen haben. Sie ist ein Schlüssel, der mehr über angeborene, seit Urzeiten vererbte Anlagen verrät, als manche langatmigen hochwissenschaftlichen Bücher. Das gilt auch für die Indianer. Werner Müller hat Untersuchungen über die Sprache der Sioux ausgewertet. Von seinen Ergebnissen wollen wir nur eins herausgreifen, weil es Hinweise für ihre geschichtliche Haltung gibt. Müller schreibt vom Wesen der Sioux-Sprache:

> „Das Erleidende, Ertragende, passiv Hinnehmende prägt ihre gesamte Struktur" (S. 116).

---

[10]) „Glauben und Denken der Sioux", a. a. O., S. 94

Die Tätigkeitswörter (Verben) werden kaum in der Tatform, also im Aktiv, gebraucht, sondern meist in der Leidensform oder in Feststellung eines Zustands, also im Passiv. Beispiel: der Sioux sagt nicht: ich tue etwas, sondern: mit mir ist etwas getan worden. Die wörtliche Übersetzung einer Verbform heißt nicht: ich schlafe ein, sondern: mich machen in Schlaf sinken.

Das Erleidende, das passiv Hinnehmende muß also in der Natur der Indianer liegen. Von ihrem urtümlichen Wesen her erklärt sich damit der mangelnde und manchmal überhaupt fehlende aktive Widerstand gegen die Eroberung ihres Landes durch die Weißen. Die gleiche Grundeinstellung zeigt sich auch im Verhältnis der Indianer zur Umwelt, im weitesten Sinn zum gesamten Kosmos wie zur Natur mit ihren Erscheinungen.

> „Allerdings nimmt der Indianer die Erscheinungen hin mit liebender Ehrfurcht: die Besessenheit der Weltüberwältigung, Weltbeherrschung, Weltvergewaltigung fehlt ihm vollkommen" (Müller, S. 118).

Wir sehen hier die Unterschiede: die Indianer kennen keine Angst vor der Natur, ihren Erscheinungen und Kräften, wie wir es bei anderen Völkern, etwa den vorderasiatischen, finden. Ihnen fehlt auf der anderen Seite der Wille, diese Natur, ihre Erscheinungen und Kräfte, zu unterwerfen und zu beherrschen, wie es zum Wesen der Weißen gehört, gefördert, wie schon erwähnt, durch das Christentum.

**... durch die Weltanschauung**

Damit befinden wir uns im wichtigsten Bereich der Kultur, dem des innerseelischen Erlebens, man kann auch sagen: der Weltanschauung. Die Stellung zur Welt mit all ihren Erscheinungen ist hier von grundlegender Bedeutung.

> „Die indianische Gedankenwelt", so formuliert Gilmore (ein Forscher) seine Überlegungen, „begreift das Universum als eine lebendige, einige Gemeinschaft. In ihr haben alle Lebewesen, Pflanzen, Tiere und Menschen, vom kleinsten und unscheinbarsten bis zum größten und bedeutendsten, ihren festen Ort, auch die Geistwesen, die Elemente und Mächte der Erde und des Himmels. Der Mensch als eine der vielen Formen des Lebens in dieser universalen Gemeinschaft steht in vitaler Wechselwirkung mit allen anderen."[11])

Es sei besonders betont, daß hier auch Geistwesen, Elemente und Mächte des Himmels und der Erde eingeschlossen sind, also Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Wolken und Wind, Sonnenschein und Regen, alle Töne und Geräusche, alles Wachsen und Werden. So

[11]) „Glauben und Denken der Sioux", a. a. O., S. 121

weit müssen wir das nehmen, was unter dem Begriff Erscheinungen zusammengefaßt ist. In allen und hinter allen Erscheinungen sieht der Indianer etwas Heiliges.

> „Die Heiligkeit bindet nämlich nach indianischer Vorstellung jede Welterscheinung an eine hintergründige Göttlichkeit. Für den Sioux liegt die wirkliche Welt hinter dem Wahrnehmbaren: die in die Sinne fallenden Tatbestände sind nur schwache Abspiegelungen der Urdinge. ‚Wir sehen nichts von der wirklichen Erde und den Felsen, sondern nur ihre Schatten', bemerkte der Schamane Sword zu Walker."[12])

Diese Heiligkeit wird überall auch verehrt oder verehrend erwähnt. Den Christen erschien es, als ob die Indianer überall „Götter" sähen. Sie meinten, es hier mit „10 000 Göttern" zu tun zu haben. Es war etwa das Gleiche, als, Jahrhunderte früher, die Christen bei den Germanen bei deren Verbundenheit mit der Natur ebenfalls eine Vielzahl von Göttern, nach ihrer Meinung Götzen, Teufel oder Dämonen, sahen. Vertreter einer dogmatisch engen Offenbarungsreligion mit persönlichen Göttern sind offenbar nicht in der Lage, eine natürliche Weltanschauung zu begreifen, geschweige denn sie anzuerkennen und zu achten. So auch gegenüber den Indianern. Die Weißen übersetzten den indianischen Begriff für das Heilige mit „der Große Geist". Damit brachten auch sie immerhin zum Ausdruck, daß es sich nicht um einen persönlichen Gottesbegriff handelte. Übrigens müßte es in deutscher Sprache „die Große Seele" heißen. „Große Seele" — welch ein schönes Wort für das, was wir „das Gott" oder „das Göttliche" nennen!

Bei den Indianern sollte selbstverständlich auch das Christentum eingeführt werden. Es versteht sich aber fast von selbst, daß es den Missionaren unmöglich war, ihre Glaubenslehren und -vorstellungen den Indianern überhaupt verständlich zu machen, denn in den indianischen Sprachen gibt es dafür keine Worte und Begriffe.

> „Für ‚Sünde', ‚Gnade', ‚Vergebung' war kein Platz in einer religiösen Welt, die mit den Augen der Seele wahrnahm; wir betonen: mit den Augen." (Müller, S. 111).

Bei den heidnischen Germanen war es Jahrhunderte früher auch nicht anders gewesen. Wie sagte G r ö n b e c h , der Germanenforscher:

> „In der Religion der Germanen sind solche Ausdrücke wie Gottesdienst und Anbetung, Buße und Versöhnung im jüdischen und christlichen Sinne leere Worte, sie fallen machtlos zu Boden."

---

[12]) „Glauben und Denken der Sioux", a. a. O., S. 249

Menschen, denen solche Worte fehlen oder für die sie keinen Sinn haben (ganz abgesehen davon, daß sie im Grunde nur den Priestern, also der Priesterherrschaft, dienen), brauchen naturgemäß auch die entsprechende Religion nicht. Sie ist ihnen innerlich fremd, nicht wesensgemäß. Wird sie aufgezwungen, so ist das seelischer Völkermord.

So bestehen Gegensätze zwischen „Naturvölkern" auf der einen Seite und Christentum auf der anderen Seite. Das besagt aber nichts über Unterschiede zwischen den Naturvölkern selbst. Die Bindung der Indianer an die Natur, genauer, ihr bewußt hingenommenes Eingebundensein in die Natur ist weit ausgeprägter als wir es von den Germanen kennen. Es beherrscht das ganze Leben, angefangen von den Mythen, nach denen alle Lebewesen, auch der Mensch, einmal aus der „Mutter Erde" hervorgekommen seien.

> „Alles, was lebt, ist ihr Lied;
> Alles, was stirbt, ist ihr Lied;
> Auch der Wind, der da weht, ist ein Erdlied;
> Und die Erde will all ihre Lieder singen."

Über die daraus entsprungene Einstellung zum Land und zum Heimatboden sprachen wir bereits. In Feiern, Tänzen und Gesängen findet sie ihren Ausdruck.

Das Eingebundensein greift aber weit über die Erde hinaus. Es umfaßt das gesamte Weltgebäude des Kosmos. Müller schreibt (S. 160/161):

> „In welche seelischen Bereiche diese Kosmologie hineinwirkte, belegt das Vaterunser der Omaha, das bei allen möglichen Anlässen gesprochen wurde:
>
> Sonne dort oben, du bist göttlich,
> Du wanderst dahin auf deinem Wege,
> Und so bitte ich dich um Gutes,
> Was ich auch tue.
>
> Mond dort oben, habe Mitleid mit mir,
> Ebene mir einen glatten Pfad.
> Habe Mitleid mit mir und hilf mir mit Gutem,
> Was ich auch tue.
>
> Himmel, du Vater oben,
> Du bleibst an deiner Stelle.
> Ich bete zu dir,
> Was ich auch tue, nur Gutes schenke mir.

Erde, du Mutter hier,
Ich bete zu dir.
Habe Mitleid und hilf mir.
Was ich auch tue, nur Gutes schenke.

Winde der vier Viertel
Führet mich eine gute Straße.
Ich bete zu euch,
Was ich auch tue, nur Gutes schenkt mir.

Felsen, lieber Großvater,
Der du hier sitzest,
Ich möchte werden wie du,
Fest und unerschütterlich, darum bitte ich dich.

Sonne, Mond, Vater Himmel, Mutter Erde, Vier Winde, Urfelsen — mit diesen Stichworten wird das Weltwohnhaus umschrieben. An diese sechs ‚hohen Götter' wendet sich der Omaha bei der Morgendämmerung; an sie, nicht etwa an die übernatürlichen Patrone seiner Genossenschaft, wendet sich der Heildoktor; an sie wendet sich der Vertreter der höchsten Sakralität, der Priester"

— und, setzen wir der Deutlichkeit halber hinzu, nicht an irgendwelche persönlichen Götter.

Was der Indianer dort an Ordnungsmerkmalen findet, überträgt er sinnbildlich in sein Leben, und zwar äußerlich (Art des Zelt- und Hausbaus, Anlage der Dörfer, Muster auf der Kleidung, Bemalung des Gesichts und Körpers, Federschmuck, Pfeife) wie in seinen rituellen Feiern (etwa Erdfeier, Büffel-, Hirsch- und sonstige Tierfeiern, Mais- und andere Pflanzenfeiern, Weltenbaum (!!), Steine). Mit Tänzen und Gesängen stellt er sich in die große Einheit. — Für Weiße, die nichts vom Sinngehalt wußten, war das alles fremd und „barbarisch", für Christen heidnisch. Wirklich abstoßend mußte auf sie der Sonnentanz wirken. Sie sahen auch hier nur den äußeren Ablauf, der in der Tat grausig genug war. Den Tänzern (Schamanen-Kandidaten) wurden Lederriemen unter der Haut von Brust und Rücken durchgezogen. An den Riemen wurden sie dann an einem Baum (Pfahl, Weltenbaum) hochgezogen. Sie mußten sich selbst davon befreien, sich also die Riemen aus der Haut reißen.

„Der Sonnentanz, eine von bestimmten Siouxgepflogenheiten abgeleitete Fehlbezeichnung, ist in Wirklichkeit eine Geburtsfeier der Erde." (Müller, S. 293)

Es war also auch eine Feier mit großem Symbolgehalt. (Was machte das Christentum später? Es setzte das blutige Hängen am Weltbaum mit der Kreuzigung gleich.)

Menschen mit solcher Weltanschauung mußte das Christentum völlig wesensfremd sein. Außerdem waren die Missionare für sie lediglich Vorläufer der Gewalt der Weißen mit all ihren furchtbaren Folgen. Das Gegeneinander der verschiedenen Kirchen und Sekten wirkte ebenfalls abstoßend. Dennoch haben viele Indianer, beeindruckt durch die offenkundige Macht der Weißen, die Taufe genommen. Manche haben sie gleich mehrmals mitgemacht. Wo der christliche Einfluß wirklich wirkte, zerstörte er wie bei den Germanen die natürliche Gemeinschaft der Sippe und des Stammes. Solche Stämme sind, wie berichtet wird, verschwunden; sie haben sich aufgelöst. Dort ist der Völkermord über die Seele gelungen.

Die meisten Stämme aber gaben ihre Weltanschauung nicht auf. Sie feierten auch ihre Feste weiter trotz Vertreibung und trotz der erbärmlichen äußeren Lage. Man muß den Stolz und die Standhaftigkeit der Indianer anerkennen, wenn sie, besiegt, unterworfen, abhängig, den Verchristungsversuchen der Weißen widerstanden. Und bewundern muß man die Geistesschärfe dieser „Wilden", mit der sie die „gebildeten" Sendlinge des Christentums abfertigten. Ein kurzes Beispiel soll das zeigen, ausgewählt, weil es der Haltung jenes friesischen Edelings ähnlich ist, der die Taufe ablehnte, als er erfuhr, daß seine Ahnen als Heiden auf ewig verdammt sein sollten. Es ist die Antwort, die ein Susquehanna Häuptling einem schwedischen Missionar gab, der um 1710 (!!) die Indianer davon zu überzeugen versuchte, daß sie der Erbsünde schuldig wären und ihren Folgen nur entgehen könnten, wenn sie das Christentum annähmen. Die Antwort des Häuptlings ist erhalten geblieben, weil der Missionar sich ihren Gründen nicht zu entziehen vermochte. Er schrieb sie nieder und schickte sie mit der Bitte um Stellungnahme an seine kirchlichen Vorgesetzten.

> „. . . Nun wünschen wir, einige Fragen zu stellen. Glaubt er, daß unsere Ahnen, Menschen, die sich durch ihre Frömmigkeit auszeichneten, die beständig und eifrig dem Weg der Tugend folgten in der Hoffnung, daß sie so des ewigen Glücks würdig werden, glaubt er, daß sie alle verdammt wurden? Denkt er, daß wir uns in einem Zustand der Verdammnis befinden, wir, die wir ständig streben, gute Werke nachzuahmen, und geleitet von denselben Motiven uns mit größter Umsicht und Ernsthaftigkeit bemühen, auf dem Pfad der Redlichkeit zu wandeln? Wenn das sein Gefühl ist, dann ist es sicherlich ebenso frevelhaft wie kühn und gewagt . . . Laßt uns annehmen, es wurden einige abscheuliche Verbrechen von unseren Vorfahren begangen, ähnlich denen, die uns von einer anderen Menschenrasse erzählt wurden. In einem solchen Fall würde Gott sicherlich den Verbrecher bestrafen, aber er würde niemals uns mit einschließen,

die wir unschuldig sind und mit der Schuld nichts zu tun haben. Diejenigen, die anders denken, müssen aus dem Allmächtigen ein sehr launisches, übelwollendes Wesen machen . . . Nochmals: Sind die Christen tugendhafter, oder sind sie nicht vielmehr schlechter als wir? Wenn das so ist, wie konnte es passieren, daß sie die Gegenstände von Gottes Gnade sind, während wir übergangen werden? Vergibt Gott täglich seine Gunst grundlos und so parteiisch? — Mit einem Wort, wir halten die Christen moralisch für viel verdorbener als wir es sind, und wir beurteilen ihre Lehre nach der Schlechtigkeit ihres Lebens."[13])

Erinnern wir uns: Die Lehre nach dem Leben beurteilt, das haben 600 Jahre früher auch die heidnischen Pommern getan. In „Glaubensumbruch . . .", Teil II, S. 154, habe ich ihr Urteil gebracht und wiederhole es hier, allerdings auf hochdeutsch:

„Doch nahmen sie (die Pommern) es (das Christentum) nicht an und haben gesagt: Wozu wollt ihr bei uns einen besseren Gottesdienst (Glauben) einführen? Wir sehen, daß ihr Christen ärger seid als wir, Räuber, Totschläger, Diebe, Ehebrecher, und hauet euch untereinander Hände und Füße ab. Einen solchen Glauben begehren wir für uns nicht."

100 Jahre später, im Jahre 1809, wurden die Seneca-Indianer zu einer Zusammenkunft nach Buffalo geladen, wo ein Missionar sie in langer Rede zur Übernahme des Christentums veranlassen wollte. Ihm antwortete nach eingehender Beratung der Häuptling Rote Jacke (Red Jacket). Kennzeichnend für seine Worte waren Höflichkeit, Duldsamkeit und überlegene Begründung. Daraus einige Stellen:

„. . . Bruder! Ihr begehrt eine Antwort auf Eure Rede, ehe Ihr fortgeht. Es ist nur recht und billig, daß Ihr sie erhaltet, denn Ihr seid eine große Strecke Weges von zu Hause entfernt, und wir wollen Euch nicht aufhalten. — Zuerst wollen wir indes zurückblicken und Euch sagen, was unsere Väter zu uns sprachen, und was wir von den Weißen gehört haben.

Bruder! Hört, was wir Euch sagen. Es gab eine Zeit, da unsere Vorfahren diese große Insel besaßen. Ihr Land erstreckte sich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Der Große Geist hatte es für die Indianer geschaffen. Uns zur Speise erschuf er den Büffel, das Wild und andere Tiere. Er machte den Bären und den Biber, deren Felle uns zur Kleidung dienen. Er hatte sie über das Land verteilt und uns gelehrt, sie einzufangen. Er ließ die Erde Getreide für unser Brot hervorbringen. All dies tat er

---

[13]) „Die Wunden der Freiheit", a. a. O., S. 29/30

um seiner roten Kinder willen, da er sie liebte. Wenn wir Streitigkeiten wegen der Jagdgründe hatten, so wurden sie gewöhnlich ohne großes Blutvergießen geschlichtet. Doch dann kam ein schlimmer Tag über uns! Eure Vorväter kamen über das große Wasser und landeten auf dieser Insel. Sie waren wenige an der Zahl, und sie fanden in uns Freunde, nicht Feinde. Sie erzählten uns, daß sie aus Furcht vor bösen Menschen aus ihrem eigenen Lande geflohen und hierher gekommen seien, um ihre Religion auszuüben. Sie baten um ein kleines Plätzchen. Wir hatten Mitleid mit ihnen und erfüllten ihre Bitte, und sie ließen sich unter uns nieder. Wir gaben ihnen Getreide und Fleisch — sie gaben uns Gift dafür. Die Weißen hatten unser Land entdeckt! Botschaften wurden zurückgesandt, und weitere Weiße kamen zu uns. Doch fürchteten wir sie nicht. Wir hielten sie für Freunde, und sie nannten uns Brüder. Wir glaubten ihnen und gaben ihnen noch mehr Erde. Schließlich war ihre Zahl sehr angewachsen. Sie verlangten immer mehr Erde. Sie begehrten unser ganzes Land. Unsere Augen wurden geöffnet, und unser Glaube an sie wurde erschüttert. Kriege fanden statt. Indianer wurden angeworben, um gegen Indianer zu kämpfen, und viele unserer Völker wurden vernichtet. Sie brachten auch Branntwein mit, der stark und mächtig war und Tausende tötete.

Bruder! Unsere Ländereien waren einst weit und Eure nur sehr eng. Jetzt seid Ihr ein großes Volk geworden, und uns ist kaum ein Fleckchen geblieben, unsere Decken darauf auszubreiten. Ihr habt unser Land und seid noch immer nicht zufrieden. Ihr wollt uns euern Glauben aufzwingen. Bruder! Hört weiter! Ihr sagt, daß Ihr gesandt worden seid, auf daß Ihr uns lehret, den Großen Geist so zu verehren, wie es ihm wohlgefällig ist; und daß wir, so wir den Glauben, den Ihr Weißen uns lehrt, nicht annehmen, auf ewig verdammt werden. Ihr sagt, daß Ihr im Recht seid und wir verloren sind. Wie können wir wissen, ob dies wahr ist? Wir haben gehört, daß Euer Glaube in einem Buch aufgeschrieben sei. Wäre dieses geradeso für uns bestimmt gewesen wie für Euch, warum hat der Große Geist es nicht u n s gegeben? Und nicht nur dies, sondern warum gab er unseren Vorvätern nicht Kenntnis von dem Buch und zeigte ihnen den Weg, es recht zu verstehen? Wir wissen nur, was Ihr uns darüber erzählt. Wie aber sollen wir wissen, wann wir etwas glauben können, wo wir von den Weißen so oft hintergangen worden sind?

Bruder! Ihr sagt, es gäbe nur einen Weg, den Großen Geist zu ehren und ihm zu dienen. Wenn es nur einen Glauben gibt,

warum sind dann die Weißen so geteilter Meinung? Warum könnt Ihr Euch nicht einigen, da Ihr doch alle das Buch zu lesen versteht?

Bruder! Wir begreifen diese Dinge nicht. Man sagt uns, daß Euer Glaube Euren Vorfahren gegeben worden und vom Vater auf den Sohn überkommen sei. Auch wir haben unseren Glauben, der unseren Vorvätern gegeben und uns Kindern überliefert wurde. Unser Glaube, den wir halten, lehrt uns, dankbar zu sein für alle Wohltaten, die uns zuteil werden, einander zu lieben und einig zu sein. Wir streiten nie über unseren Glauben.

Bruder! Der Große Geist hat uns alle erschaffen. Aber er hat auch einen großen Unterschied zwischen seinen weißen und roten Kindern gemacht . . . Warum sollen wir, da er uns so verschiedenartig machte, nicht schließen, daß er auch jedem einen anderen Glauben gab, je nach unseren geistigen Fähigkeiten . . .

Bruder! Wir wollen weder Euren Glauben zerstören noch ihn Euch wegnehmen. Wir wollen lediglich den unseren ausüben . . .

Bruder! Wir haben erfahren, daß Ihr an diesem Ort zu Weißen predigtet. Diese Leute sind unsere Nachbarn. Wir kennen sie gut. Wir werden eine Zeitlang warten, um zu sehen, welche Wirkung Eure Predigt auf sie ausgeübt hat. Wenn wir finden, daß es gut für sie war und sie ehrlich werden läßt und weniger darauf bedacht, die Indianer zu betrügen, dann wollen wir von neuem darüber verhandeln, was Ihr sagtet.

Bruder! Ihr habt nun unsere Antwort auf Eure Rede gehört, und dies ist alles, was wir gegenwärtig zu sagen haben. Da wir nun voneinander scheiden, will ich zu Euch treten und Eure Hand ergreifen. Möge der Große Geist Euch auf Eurer Reise beschützen und Euch sicher zu Euren Freunden zurückgeleiten."[14])

Wie berichtet wird, verweigerte der Missionar dem Häuptling seine Hand, dem Heiden, der aus achtenswerter Haltung für Duldsamkeit in Glaubensfragen gesprochen hatte.

Jedenfalls waren die Versuche der Christen erfolglos, hier ebenso wie bei vielen anderen in Stammesverbänden lebenden Indianern — und ebenso wie bei den meisten Völkern dieser Erde. Man muß den Weißen des 19. Jahrhunderts immerhin zubilligen, daß sie den Indianern das Christentum nicht mehr wie früher mit Gewalt aufzwangen und sie nicht unter die Wahl: Tod oder Taufe stellten wie damals die Germanen. Dem Sinne nach verfuhren sie jedoch auch nicht anders. Als sich um 1880 zeigte, daß die Kampfkraft der Indianer gebrochen

[14]) „Ruf des Donnervogels", a. a. O., S. 278—281

war, verboten die Weißen kurzerhand sämtliche rituellen Feiern, mit denen der Glaube der Indianer so untrennbar verknüpft war. Das Verbot allein änderte noch nichts. Aber die Weißen drohten den Reservationen, wo es nicht befolgt wurde, mit Entzug der Lebensmittel. Auf die waren sie aber zum Überleben angewiesen. So wurde das Verbot allmählich durchgesetzt. Unter den Indianern breitete sich um 1890 eine neue Glaubensbewegung aus, die von den Weißen „Geistertanz" genannt und als gefährlich für ihre Ziele angesehen wurde. Die Chicago-Tribune schrieb damals: „Wenn die Armee der Vereinigten Staaten rund Tausend der tanzenden Indianer tötete, so würde Ruhe herrschen." — Ein Sioux-Indianer nahm in einem Brief dazu Stellung, geißelte diese Art, „die Sache Christi voranzubringen" und schloß:

> „Doch ihr könnt die Indianer nicht zur christlichen Religion bekehren, es sei denn, ihr verseucht sie alle mit dem Blut des weißen Mannes. Der Natur des Indianers ist der Himmel des weißen Mannes widerwärtig, und wenn die Hölle des weißen Mannes zu euch paßt, gut, dann behaltet sie. Ich denke, ihr werdet genug weiße Bösewichter finden, um sie zu bevölkern."[15])

Auch hier ist das Wesentliche klar angesprochen. (Die Weißen könnten sich damit entschuldigen, daß sie selbst krank seien, da schon länger verseucht, und daher nur als unbewußte Krankheitsträger anzusehen. Doch Kranke dieser Art wissen eben selbst nichts von ihrer Krankheit.) Jedenfalls wurde die „Geistertanz"-Bewegung verboten und verfolgt. So schwand für die Indianer jede Möglichkeit, ihr Erleben zu gestalten. Und dieser seelische Tod war es, den Indianer vor Augen hatten, als sie, wie oben erwähnt, um die Jahrhundertwende vom Ende ihrer Völker sprachen.

### Hilfe durch Rassecharakter

Die Auflösung der Indianerstämme und damit das Verschwinden der Indianer überhaupt schien in der Tat damals nur eine Frage der Zeit. Die Weißen trieben diese Entwicklung auch künftig weiter. Aus der Masse der entsprechenden Maßnahmen von Bundesregierung und Länderregierungen können hier nur einige wenige herausgegriffen werden. Im Zuge der „Termination", also der Endlösung der Indianerfrage, gewann ein Gesetz aus dem Jahre 1887 (General Allotment Act oder Dawes Act) besondere Bedeutung. Mit ihm sollte das im Stammesbesitz befindliche Land der Reservationen in Privatbesitz der einzelnen Indianer überführt werden. Nach einem von der Regierung festgelegten Schlüssel sollte dabei jeder Indianer ein Stück Land bestimmter Größe erhalten, der Rest an die weiße Verwaltung, sprich:

---

[15]) „Die Wunden der Freiheit", a. a. O., S. 161

an weiße Besitzer, fallen. Die Folge war, daß den Stämmen Land verloren ging. Weiter: die einzelnen Indianer waren weder darauf vorbereitet noch wirtschaftlich in der Lage, ihr Stück Land zu bearbeiten. Viele verpachteten oder verkauften ihr Land an Weiße. Das brachte weiteren Landverlust. — Die Selbstverwaltung der Reservationen und die eigene Gerichtsbarkeit wurden aufgehoben. Das bedeutete Ende der politischen Einheit der Stämme.

Das „Indianer-Territorium" von Oklahoma, den Indianern auf ewig versprochen, wurde aufgeteilt und den Weißen geöffnet.

Im 1. Weltkrieg brauchte man auch die Indianer als Soldaten. Viele meldeten sich sogar freiwillig. Als „Belohnung" erhielten die Indianer i. J. 1924 das amerikanische Bürgerrecht. Das klang sehr fortschrittlich, brachte aber in Wirklichkeit eine weitere Verschlechterung ihrer Lage. Denn damit entfielen die bisherigen Stammesrechte und die Sonderrechte für Indianer. Sie standen vielmehr als Einzelpersonen der weißen Verwaltung (Steuer, Justiz) gegenüber. Und wer seine Steuern nicht bezahlen konnte, mußte sein Land verkaufen. Damit ging wieder Land in weiße Hände über.

Alle diese Maßnahmen stießen auf hinhaltenden Widerstand der Indianer. Sie wurden auch nicht überall gleichmäßig und schnell durchgeführt. Allgemein kann man aber sagen, daß die Lebensbedingungen in den Indianer-Gebieten oder Reservationen immer schlechter wurden. Die — von den Weißen erwünschte — Folge war, daß viele Indianer sie verließen und sich in die Welt der Weißen begaben. Dort aber verloren sie den Rückhalt der Gemeinschaft. Sie gingen nicht nur der Rechte als Indianer verlustig, die ja immer noch bestanden, sie standen allein in der Fremde. Die meisten landeten als Hilfs- oder Gelegenheitsarbeiter in den Elendsvierteln der Städte. Die Arbeitslosigkeit war hoch, ihre Folge Flucht in den Alkohol, Straffälligkeit, Selbstmord, auch Rückkehr in die Reservation. — Nur wenige setzten sich draußen durch. Für die indianische Sache schienen sie verloren. Nicht nur, daß sie amtlich nun nicht mehr als Indianer gezählt wurden, sie hatten offenbar auch den weißen Weg, den „american way of life", gewählt.

Dennoch blieb bei vielen das Bewußtsein lebendig, Indianer zu sein — oder es setzte sich wieder durch. Denn ihre Ausnahmestellung als Farbiger wurde ihnen ja oft genug vor Augen geführt. Und je mehr Wissen sie sich erwarben, um so genauer erfuhren sie vom Unrecht, das ihren Völkern seit Jahrhunderten angetan worden war. Überall, ob in den Reservationen oder draußen unter den Weißen, wirkten Erbanlagen für die Erhaltung des Indianertums, seien es die Bedürfnislosigkeit und Beharrlichkeit, die sie das armselige Leben in den Reservationen ertragen ließen, sei es das Festhalten am Land,

sei es die Treue zum Stamm und Familie und sei es, nicht zuletzt, die seelische Bindung zum alten Glauben, aus dem sich die Stellung zur Welt und zum Leben mit seinen Werten ergibt.

> „Das Wertsystem der Sioux stammt aus einer anderen Welt als die Zielvorstellungen der Dollarmacher, die noch nicht 200 Jahre benötigten, um den schönsten Kontinent der Erde in ein Warenhaus zu verwandeln. Keine pädagogische Mühe wird die vita activa der Zivilisation und ihren fiebrigen Stoffwechsel mit der vita passiva des Indianers vereinigen können." (Müller, S. 322).

Das heißt nun nicht, daß der Indianer grundsätzlich gegen Technik und ihre Fortschritte wäre. Auch er macht sie sich gern nutzbar. Doch sein Verhältnis dazu ist ein anderes.

> „Der weiße Mann", sagt Charles Cambridge, ein junger Navajoführer von heute, „hat sich auf philosophischem und kulturellem Gebiet nicht genug entwickelt, um die von ihm geschaffene Technologie zu kontrollieren. Nun ist es dahin gekommen, daß er von der Technologie kontrolliert wird, und wenn nichts getan wird, kann die ganze Menschheit ausgelöscht werden."[16])

Das ist inzwischen ja auch schon von vielen Weißen erkannt worden. Der Indianer will also sehr wohl den „american way of life" mitgehen, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt, denn letzten Endes will er seinen „indian way of life" l e b e n. Oder wie es ein Indianer ausdrückt:

> „Worum es wirklich geht, das ist nicht einfach unser Überleben, sondern unser Überleben als Indianer."

Zu allen Zeiten hat es auch Weiße gegeben, die, aus welchen Gründen auch immer, auf der Seite der Indianer standen. Ausschlaggebend war jedoch, ob sie etwas zu sagen hatten und ob sie sich durchsetzen konnten. Meist war das nicht der Fall. Im Jahre 1934 jedoch stand ein Mann an der Spitze der weißen Indianer-Verwaltung, der Verständnis für ihre Belange hatte. Und, was noch seltener war, er fand Unterstützung beim Präsidenten der USA, Roosevelt. Die Standhaftigkeit der Indianer trug Früchte. Jedenfalls wurde die Termination aufgehoben. Die Indianer der Reservationen konnten ihren Besitz wieder zusammenlegen und die Selbstverwaltung des Stammes wieder einrichten. Es fiel auch das Verbot des eigenen Glaubens. Bezeichnend für die Kraft der alten Riten (Tänze und Gesänge) war es, daß trotz 50jähriger Pause die alten Formen wieder auflebten.

Zehn Jahre später war alles wieder vorbei. Erneut wurde die Termination verfügt. Dieses Hin und Her war nicht geeignet, Vertrauen

[16]) „Die Wunden der Freiheit", a. a. O., S. 185

in die Weißen zu erzeugen. 1953 zum Gesetz erhoben, sollte die Termination erneut die Aufteilung des Stammeslandes an die einzelnen Indianer und damit die Auflösung des betreffenden Stammes bringen. Die Indianer sollten endgültig als Volk verschwinden und in die Masse der Weißen eingegliedert werden. Wieder ging den Indianern Land verloren. Man rechnet, daß von jenem Land, das den Indianern noch 1887 gehört hatte, inzwischen zwei Drittel an die Weißen übergegangen ist. Ihnen gehören heute noch 2 Prozent des Gebiets der USA, das sie vor 400 Jahren vollständig besessen hatten. Und über große Teile des letzten Drittels verfügen ebenfalls Weiße. Mit anderen Worten, die Übergabe von Land geht weiter. Damit werden weiter Verträge gebrochen. Doch es wird schwieriger.

**Erneuerung des Indianertums ...**

Ein Beweis dafür, wie zäh Indianer an ihrer alten Lebensform festhalten, ist darin zu sehen, daß trotz aller Eingriffe von weißer Seite noch heute knapp 300 Reservationen bestehen und daß sich durch Landkauf sogar noch neue bilden. Ihre Größe ist sehr unterschiedlich. Die Einwohnerzahl geht von wenigen hundert bis zu 150 000 Menschen bei der großen Reservation der Navajos im Südwesten der USA. Auch die wirtschaftliche Lage ist verschieden. Entgegen allen Erwartungen ist die Gesamtzahl der Indianer nicht etwa weiter gesunken, sondern seit Beginn des 20. Jahrhunderts wieder angestiegen. Man rechnet heute mit 500 000 bis zu einer Million, die in den Reservationen leben, und etwa mit der gleichen Zahl von sogenannten Stadtindianern, also außerhalb der Reservationen. Die überwiegende Mehrzahl von ihnen gehört zur Klasse schlechtbezahlter Arbeiter, von denen wiederum viele wegen hoher Arbeitslosigkeit zu den Ärmsten der Armen zählen. Einem Viertel der Stadtindianer aber ist es gelungen, die Hürden der weißen Erziehung und Schul- wie Universitätsbildung zu überwinden. (Der Intelligenzquotient der Indianer ist, wenn er unter gleichen Voraussetzungen geprüft wird, nicht schlechter als der der Weißen.) Diese Leute sind fraglos die beweglichsten, tüchtigsten und tatkräftigsten aller Indianer. Sie haben Posten in der Wirtschaft, im Schulwesen, in der Verwaltung, in der Politik und in der Justiz erreicht. Das bedeutet, daß sie Fachleute für die Grundlagen geworden sind, nach denen das Leben der Weißen abläuft. Das gilt auch für das Rechtswesen.

**... über Recht und Gesetz**

Sie aber sind vielfach im Herzen Indianer geblieben. Jetzt graben sie die alten Verträge aus, prüfen sie und strengen Prozesse vor Gericht an, wenn sie, wie so häufig, nicht gehalten worden waren. Trotz

aller Schliche und Verschleppung von weißer Seite sind bereits viele dieser Prozesse gewonnen worden. Denn selbst weiße Gerichte können sich am Wortlaut der Verträge nicht vorbeidrücken.

**... über die Politik**

Viele Stadtindianer fühlen sich immer noch mit Stolz ihrem Stamm zugehörig, stehen aber den Stammesführern unabhängiger gegenüber. So können sie, zum Teil gegen den Wunsch der Häuptlinge, eine für die Sache der Indianer wichtige Entwicklung in Gang setzen, nämlich den Abbau der Aufsplitterung der Indianer in Hunderte von Stämmen mit ihren Eigenwünschen. Sie stellen vielmehr die Gemeinsamkeiten aller Indianer gegenüber den Weißen in den Vordergrund. Dabei haben sie von dem Kampf der Schwarzen um die Bürgerrechte gelernt. Erfolge der Belebung des Indianertums sind seit 1960 überall sichtbar. Eine ganze Reihe von Vereinen und Bünden sind entstanden, von denen hier als wichtigste das AIM (American Indian Movement), eine militante = kämpferische Gruppe, erwähnt werden soll. Heute schon besuchen sich Abordnungen der einzelnen Stämme zu Stammesfeiern und treffen sich Indianer aus Reservationen und aus den Städten bei großen Zusammenkünften. Es finden auch gemeinsame Protestveranstaltungen statt, um allgemeine Beschwerden anzubringen. Leider ist es auch in Amerika so, daß schriftliche Eingaben und Schweigemärsche kaum Beachtung finden.

Gründe dafür gibt es immer noch genug, denn die Indianer werden noch heute auf allen Gebieten zurückgesetzt, ungerecht behandelt, unterdrückt und oft auch betrogen. Zwar ist die Politik der Termination, also der amtlich betriebenen Auflösung der Stämme, aufgegeben worden, doch die Einstellung der Weißen hat sich deshalb kaum geändert. Da erregen erst Unternehmen, bei denen es Krach gibt, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit. Durch sie werden neue Zusagen der Weißen und manchmal sogar Änderungen erreicht. Allgemein bekannt geworden sind da die Besetzung der Insel Alcatraz bei San Franzisco im Jahre 1969, der große Protestmarsch nach Washington („Zug der gebrochenen Verträge") im Jahre 1972 und die Besetzung der historischen Ortschaft Wounded Knee im Jahre 1973.

**... über die Kultur**

Um den Indianern das Gefühl zu geben, für eine gemeinsame Sache zu kämpfen, wäre es wünschenswert, wenn die Sprachunterschiede der verschiedenen Stämme zum Verschwinden gebracht würden. Das ist natürlich schwer. Man muß sich hier wie auch für Presse, Schriften und Bücher, mit wenigen Ausnahmen, der englischen Sprache bedienen. Viele Stammesgruppen besitzen überhaupt keine eigene druckfähige Schrift. Immerhin gibt es bereits viele Zeitungen, die von Indianern

für Indianer gemacht werden. Und in den letzten Jahren sind zahlreiche Bücher über Fragen des Indianertums erschienen. Sie sind in die ganze Welt gegangen und werden schon deshalb etwas bewirken.

Bei der Vielzahl der indianischen Völker war ihre Kultur verschieden, und sie ist es auch heute noch. Gemeinsam ist auch hier der Unterschied zur weißen Kultur. Der Schwerpunkt indianischer Kultur liegt auf handwerklichem Gebiet, in Töpferei, Schnitzerei, Malkunst und Schmiedekunst. Sie leisten aber auch Bemerkenswertes in der Musik, der Dichtkunst und vor allem im Tanz. Alle diese Ausdrucksmöglichkeiten gehören zum indianischen Wesen und machen gleichzeitig den Gegensatz zur weißen Kultur deutlich.

Viel von der alten indianischen Kultur ist verschwunden und verschüttet. Die heutigen Indianer suchen bewußt die Verbindung zu ihr und führen sie mit den heutigen Möglichkeiten in die Zukunft fort. Hierzu gehört auch die Bewahrung der Sprache, ja die Rückkehr zu ihr, wenn sie in Vergessenheit geraten war. Ohne Frage liegt hier eine starke Kraft zur Erhaltung und zur Erneuerung des Indianertums.

**. . . durch den Glauben**

Auch hier waren und sind die Unterschiede zwischen den Stämmen und bei den einzelnen Indianern erheblich. Sie sind durch das Wirken des Christentums noch verstärkt worden. Denn wenn sich allgemein auch sagen läßt, daß die Missionierungsversuche fehlgeschlagen sind, so haben sie dennoch Folgen gehabt. Wie weit diese gehen, hängt davon ab, in welchem Maße bei dem jeweiligen Stamm das alte Brauchtum bewahrt werden konnte. Häufig ist es auch unter christlichem Namen erhalten. Oder umgekehrt: auf christlichen Altären hat die „heilige Pfeife" der Indianer Platz gefunden, und nach kurzem christlichen Ritus werden die alten indianischen Tänze getanzt. — All dies zeigt den Bruch einer alten Weltanschauung. Und manche Äußerlichkeiten sind bei den heutigen Verhältnissen wohl auch nicht mehr lebensfähig.

Dagegen kann ein anderer indianischer Kult, der Peyote-Kult, Zukunft haben. Peyote ist die Frucht einer Kaktusart, die schwache Rauschzustände erzeugt, aber ohne schädliche Nebenwirkung und ohne Suchtgefahr. Der Wunsch nach Entrückung, nach übersinnlichem Erleben, nach vorübergehendem Weilen in einer höheren Wirklichkeit, entspringt uralter indianischer Sitte. Ein solcher Zustand wurde früher bei den Stämmen der Ebenen bewußt durch längeres Fasten und Selbstkasteiung zu erreichen gesucht. Die in Visionen geschauten Bilder waren für das Leben bestimmend. Die Alkoholsucht der Indianer, die bei weitem gefährlicher ist, mag hier eine ihrer Ursachen haben.

Es ist bezeichnend, daß der Peyote-Kult in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufkam, als die alte Ordnung zusammenbrach. Der Begriff „Gott" und einige christliche Heilspersonen sind darin mitaufgenommen. Ihr Sinngehalt ist allerdings anders als bei dem weißen Christentum. Daß sie vorhanden sind, wird als Zeichen dafür gesehen, daß das frühere Gefühl der Geborgenheit in Natur und Weltall gestört, oft zerstört ist. Man muß sich jetzt an einen Gott halten.

Im Anfang wurde die Verbreitung des Peyote-Kults unter den Indianern dadurch gefördert, daß er von weißer Seite verboten wurde. In letzter Zeit hat er erheblichen Zulauf gehabt. Beigetragen hat die scharfe Ablehnung des Alkohols, dessen Gefahr auch bei Indianern bekannt ist. Wesentlich war aber, daß er als allgemein indianische (panindianische) Glaubensbewegung gilt. Rund 250 000 Indianer sollen heute zu ihm gehören. Sie sind in einer besonderen kirchlichen Organisation zusammengefaßt, der Native American Church of North America, und zwar, um als solche besser mit Behörden verhandeln zu können. So arbeitet der Kult allgemein für das Indianertum und seine gemeinsamen Belange. In den Stämmen der Reservationen wirkt er jedoch zwangsläufig trennend — je stärker der Stamm ist und je fester er im alten Brauchtum steht, um so mehr —, denn er löst ja den alten Glauben ab.

Die Gläubigen des Kults kommen zu kultischen Veranstaltungen mit bestimmtem Ablauf zusammen. Dogmen gibt es nicht, Freiheit des seelischen Erlebens ist gegeben. Die Zugehörigkeit steht auch Weißen offen. Angesichts der Bedingungen, unter denen heute Indianer in der weißen Welt leben müssen, kann eine indianische Bewegung nicht unpolitisch sein. Trotz aller bösen Erfahrungen sollen die Lösungen auf friedlichem Wege und, typisch indianisch, durch Ausgleich mit den Weißen gesucht werden.

Frieden ist gut, und Ausgleich ist gut. Er gehören aber zwei Seiten dazu, um sie durchzuhalten. Außerdem dürfen, wenn sie nicht selbstzerstörerisch wirken sollen, gewisse Grundsätze nicht aufgegeben werden. Es fragt sich auch, ob und wieweit die Vertreter der allgemeinen politischen Bewegung der Indianer von heute, des AIM, hierbei mitgehen werden. Auf jeden Fall sind sie sich über die Gegensätze zu den Weißen im klaren, und sie bringen sie auch wie früher in aller Klarheit zum Ausdruck.

Deshalb soll zum Abschluß noch einmal ein Indianer, Clyde Bellecourt, einer der Gründer des AIM*, zu Wort kommen. Er sprach im Dezember 1974 auf Einladung vor dem Weltkirchenrat in Genf. Anschließend fuhr er nach Berlin und hielt dort am 10. 12. 1974 eine Pressekonferenz. Dabei führte er u. a. aus:

---

* American Indian Movement (Amerikanische Indianische Bewegung).

„Ich erzählte ihnen (den Vertretern der Kirchen) dort von meinen Erfahrungen mit den Kirchen. Ich erzählte ihnen, daß ich einst Mitglied der nationalen amerikanisch-lutherischen Kirche war. Ich erzählte ihnen, daß ich bei verschiedenen Gelegenheiten in meinem Leben christianisiert wurde. Und daß ich ein wenig über ihre Religion weiß, weil sie mein ganzes Leben lang versuchten, mich zu bekehren. Und ich sagte ihnen, daß sie zu den Herausforderungen, die wir ihnen in den letzten sechs Jahren entgegenbrachten, nichts unternommen hatten, nichts! Ich sagte ihnen das, was uns betrifft, und ich spreche nicht nur als AIM-Mitglied, ich spreche ebenso als (Gründungs-) Mitglied der unabhängigen Sioux-Nation, die in Wounded Knee, South Dakota, wiederhergestellt wurde (1973). Ich habe den Segen unserer Ältesten, hierherzukommen und Entscheidungen zu treffen, die ich in der letzten Woche zu machen hatte. Ich erzählte den Kirchen, daß alles, was sie tun könnten, ist, das Land zu bestellen und Obst und Gemüse anzubauen, wovon sie denken, es würde auf diesem Lande wachsen, das zu ernten und die Armen zu ernähren. Das ist alles, was sie zu tun hätten, um die sogenannte Krise zu überwinden, der die ganze Welt entgegensieht. Dann sagte ich ihnen auch, daß ihre Mission in Amerika vorüber sein würde, wenn sie das nicht täten, und daß wir jedes gesetzliche, gerichtliche Verfahren einleiten werden, das dafür notwendig ist, sie aus unserem Land zu entfernen . . .

So waren wir uns der Ausbeutung, die stattfand, völlig bewußt. Die nicht nur gegen unser Land gerichtet war, sondern gegen unsere Kultur, und ich sage Kultur, nicht Religion, denn wir hatten keine Religion, bis zu dem Zeitpunkt, als die Pilger kamen (1620). Und ich fragte die Kirche in Montreux: ‚Wie habt ihr uns gerettet? Als ihr dort hinkamt, hatten wir keine Gefängnisse, keine Waisenhäuser, keine Selbstmordrate, die siebenmal höher als der nationale Durchschnitt ist, kein jährliches Einkommen von 1500 Dollar pro indianische Familie, keine Syphilis, keine Gonorrhoe, keinen Alkohol. Ich fragte: ‚Wie habt ihr uns gerettet, uns arme Indianer?' Ich frage das heute, ich fragte die Kirche. Und ich sagte: ‚Weil wir keine Zehn Gebote hatten.' Und ich fuhr fort, indem ich, was auch das American Indian Movement in den letzten sechs Jahren versucht hatte, ihnen zeigte, wie sie unseren Kontinent verletzten. Sie sagten, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren und schickten unsere Kinder weit weg, steckten sie in Boarding Schools oder Missionsschulen, in denen man sie lehrt, ihren Vater und ihre Mut-

ter zu verachten, wo man sie lehrt, ihre Sprache zu vergessen. Sprich englisch! Sei kein Wilder! Sei nicht heidnisch! Glaube nicht, daß die Erde deine Mutter ist! Und daß die Bäume, die Tiere, die Fische im Wasser und die Vögel, die über dir fliegen, deine Brüder und Schwestern sind. Glaube nicht daran, verachte deine ganze Kultur! Du sollst nicht töten, sagten die Pilgerer, als sie Anfang des 17. Jahrhunderts kamen. Du sollst nicht töten, sagten sie! Und die Indianer kamen aus den Wäldern und akzeptierten sie auf dem Land und gaben ihnen alles, was sie brauchten. 50 % von ihnen kamen in diesem ersten Winter um, denn sie hatten nicht genug Lebensmittel mitgebracht. Wenn man die Mayflower in Plymouth Rock besichtigt und sich den Bericht ansieht, findet man heraus, daß sie zuviel Rum und zuviel Bier mithatten, und daß sie es deshalb fast nicht in Amerika geschafft hätten. Die Indianer kamen aus den Wäldern und heilten sie mit ihrer Medizin. Sie zeigten ihnen, wie sie ihre Heime bauen konnten, und gaben ihnen zu essen, alles was sie wollten. Sie hatten das Ernte-Dank-Fest und erzählten den Indianern über die Zehn Gebote. In der einen Hand die Bibel, in der anderen das Schwert. Sie erzählten über die Zehn Gebote. Du sollst nicht töten, und 59 Jahre später nach dem achten Ernte-Dank-Fest waren 57 Stämme von der Erdoberfläche verschwunden, vernichtet im Namen Jesu Christi, Indianer, die es ablehnten, sich taufen zu lassen, wurden vernichtet. Sie sagten: ‚Du sollst nicht töten.'

Sie sagten, halte den Sonntag heilig, und sie konnten nicht verstehen, daß indianische Religion 24 Stunden am Tag stattfindet. Daß wir alles, was wir von unserer Mutter nehmen, ihr wieder zurückgeben müssen. Oder sie verstanden uns vielleicht doch, und sie waren gekommen, um uns auszubeuten.

Durch AIM, das im Juli 1968 gegründet wurde, wurde entschieden, daß die Kirche, das Christentum — und ich spreche jetzt nicht über die Religion, denn wir haben vor der Vision unseres weißen Bruders Respekt — ich spreche über die Institution, die uns ausbeutet, daß wir uns weigern, noch etwas zu geben, sonst fahren sie fort, uns zu bestehlen, jeden Sonntag. Ich spreche von dieser Art Christentum. Wir bezeichnen das Christentum als unseren Feind Nummer eins, das Schulwesen als Feind Nummer zwei, und auch die Bundesregierung ist natürlich unser Feind . . ."

Der Redner ging sodann auf die heutigen Zustände ein und auf die Versuche der Indianer, zu ihrem Recht zu kommen. Am Schluß steigerte er sich zu einer Zukunftsschau. Da wird noch einmal indianisches

Wesen spürbar, das in bekannter indianischer Redekunst seinen Ausdruck findet:

„Und die, die immer noch zuhören, die aufmerksam zuhören und immer noch glauben, daß die Erde heilig ist; diejenigen, die zuhören und immer noch glauben, daß die Bäume und das Pflanzliche leben, die Fische und die Vögel über uns unsere Brüder und Schwestern sind, sie werden die einzigen sein, die gerettet werden. Unsere Prophezeiungen sagen uns das. Sie sagen: Die Technologie des weißen Mannes allein wird ihn zerstören, aber die, die sich an die Wahrheit halten, und wir sind der Beweis dafür auf der westlichen Halbkugel, werden überleben. Wir sind die Wahrheit.

Möge unsere heilige Mutter Erde eure Leiden ertragen!"[17])

**Forderungen der Indianer**

Vom 20. bis zum 23. September 1977 traten im UN-Gebäude zu Genf Vertreter von über 60 indianischen Völkern aus Nord-, Mittel- und Südamerika zusammen. Es waren nicht alle da, die erscheinen sollten und erscheinen wollten. Die Abgesandten der Indios aus Brasilien und Kolumbien hatten keine Ausreiseerlaubnis erhalten; aus den USA waren einige an der Reise gehindert worden.

Die Tatsache, daß eine solche Tagung überhaupt stattfand, zeigt, daß Indianer und Indios die bisherige Aufsplitterung so weit überwunden haben, daß sie vor der Welt gemeinsam auftreten. „Wir sind immer noch ein einziges Volk vom Nordpol bis Feuerland."

Aus den Anklagen, die sie vor der UNO vortrugen, ergibt sich allgemein:

1. An der Lage der Indianer und Indios, das heißt an Armut, Hunger, Ausbeutung, an Verfolgung bis zur Ausrottung hat sich nichts geändert. Geradezu unvorstellbar sind die Zustände in manchen mittel- und südamerikanischen Staaten.

2. Die Weißen sind offenbar nicht willens, von sich aus eine Wende herbeizuführen. Das gilt für große Wirtschaftsverbände (multinationale Konzerne), aber auch für weiße Regierungen.

Die Indianer der USA, auf deren Anliegen wir uns hier beschränken, haben nunmehr vor der Weltöffentlichkeit die Klage wegen Völkermord vorgebracht. Dabei berufen sie sich nicht allein auf Vorgänge in der Vergangenheit, sondern erheben auch für heute schwere Vorwürfe. Neu ist, daß indianische Mädchen und Frauen bei einem Aufenthalt in weißen Krankenhäusern gegen ihren Willen unfruchtbar gemacht (sterilisiert) werden. — Die Anschuldigung auf Völkermord wird von der US-Regierung zurückgewiesen und zwar mit der

---

[17]) „Die Wunden der Freiheit", a. a. O., S. 246 ff., Auszüge

rein juristischen Begründung, daß Völkermord „eine vollbrachte Handlung mit dem Ziel der Vernichtung" voraussetze. Die Anklage wegen Zwangssterilisation mußte dagegen als berechtigt anerkannt werden. Da Ärzte derartige Eingriffe bestimmt nicht von sich aus vornehmen, werden sie wohl von irgendwelchen Stellen dazu veranlaßt worden sein. Die Indianer verlangen selbstverständlich, daß hier umgehend Abhilfe geschaffen wird.

Die Wegnahme indianischen Landes geht weiter. Weiße Industrieunternehmungen greifen zu, wo Erdöl, Kohle, Uran oder andere Bodenschätze gefunden oder auch erwartet werden. Die Indianer sprechen von 18 000 ha, die ihnen jährlich genommen werden. Die Behörden tun nichts dagegen. Die Indianer fordern, daß die weiße Regierung endlich dafür sorgt, daß vertraglich abgesicherte Besitzrechte auch eingehalten werden.

Schlechtes Land, zu wenig Land und wirtschaftliche Abhängigkeit von den Weißen sind weiter die Ursachen für elende Wohnverhältnisse, Hunger, Armut und Arbeitslosigkeit der Indianer. Und wenn sie Arbeit bekommen, wird sie weit schlechter bezahlt als die der Weißen. Da die Weißen für diese Zustände verantwortlich sind, fordern die Indianer, daß sie etwas dagegen tun. Sie fordern Arbeit und gleiche Bezahlung.

Immer noch werden Indianer von Gerichten für gleiche Straftaten strenger bestraft als Weiße. Die Indianer fordern, daß endlich die so oft beschworene Gleichheit vor dem Gesetz durchgeführt wird.

Die Indianer erklären die Übergriffe und Verbrechen, die die Weißen seit Jahrhunderten bis heute an ihnen verübt haben, mit „Rassismus", also mit der Grundeinstellung der amerikanischen Weißen gegen Farbige. Doch sie sehen noch weiter:

> „Die Ursachen für die weiße Unterdrückung sieht der Cherokee-Indianer Jimmie Durham in der den Menschen unterdrückenden Religion der Weißen. ‚Unsere Religion ist anders', erklärte er einmal in einem Interview, ‚unsere Religion ist keine Flucht aus der Wirklichkeit. Unsere Religion ist eng mit dem verbunden, was der Sozialismus als unser ökonomisches System bezeichnen würde. Unsere Religion leitet sich ab aus der Mutter, der Erde, und den Dingen, mit denen wir auf dieser Erde zusammenleben."[18])

Folgerichtig verlangen die Indianer den Abzug der christlichen Missionare und Freiheit für ihren Glauben.

---

[18]) Frankfurter Rundschau v. 10. 10. 1977

Im Grunde kann man alles, was Indianer fordern, mit einem Satz zusammenfasssen: sie wollen wie Menschen behandelt werden. Ja, es genügt ein Wort: sie wollen M e n s c h e n r e c h t e.

### Menschenrechte

Damit kommen wir zum Schluß wieder zu einem Begriff, der die Indianerfrage mit der „Hohen Politik" in Verbindung bringt. Auch die „Menschenrechte" werden ja im politischen Kampf von heute verwendet. Am lautesten ruft der US-Präsident Carter danach, selbstverständlich für andere Länder. Er benutzt die „Menschenrechte" sogar als politisches Druckmittel gegen die Sowjetunion.

In den USA hat man also nach 60 Jahren gemerkt, daß den Menschen in der Sowjetunion gewisse Grundrechte vorenthalten werden. Wie sich doch die Zeiten ändern! Vor gut 30 Jahren war die SU der geschätzte Verbündete und war Stalin der „gute Onkel Joe" — weil es damals um die Vernichtung Deutschlands ging.

Aber Herr Carter hat Recht: es liegt da in der SU einiges im argen. Ebenso sicher ist jedoch, daß auch in Ländern des Westens manche Menschenrechte in mehr oder weniger schwerer Form verletzt werden. Auch das kann man, wenn auch nicht so deutlich, in der Presse lesen. Genau genommen kann sich kein Staat völlig von Übertretungen freisprechen.

Daß sich aber ausgerechnet die USA als „moralische Führungsmacht" der Erde und daß sich Präsident Carter als „Sittenapostel" für alle anderen hinstellt, ist ein starkes Stück. Die 200jährige, also sehr kurze Geschichte der USA ist durch Gewalt gekennzeichnet. Durch Gewalt nach außen (Krieg, Kriegsdrohung, wirtschaftlichen Druck, Erpressung und Bestechung) sind die USA zur Weltmacht geworden und nicht durch moralisches Übergewicht. Und davon, daß die USA den Menschenrechten innerhalb des eigenen Landes früher Geltung verschafft hätten und heute verschafften, kann auch keine Rede sein. Das zeigen die Geschichte und das heutige Los der Indianer.

Nun, die USA mögen in Selbsttäuschung oder zur Täuschung anderer so viele moralische Ansprüche erheben, wie sie wollen. Doch für ihre Gefolgschaft, die westeuropäischen Staaten, ist es ein Armutszeugnis erster Ordnung, wenn sie auf moralischem Gebiet eine solche Führung anerkennen. Allerdings sind es weniger die Regierungen, die das tun, als manche große Zeitungen. Sie ergehen sich in Lobeshymnen über die offene Sprache Carters, über seinen Mut, über seine Haltung. Da die Schreiber sicher genau wissen, wie es in der Welt — auch in der westlichen Welt und auch in den USA — aus-

sieht, kann man diese Art eines moralisch verbrämten politischen Feldzugs nur als große Heuchelei bezeichnen.

Herr Carter hat allen Anlaß, zunächst im eigenen Haus für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen. Das will er jetzt auch tun, nachdem die Klagen der Indianer in Genf laut geworden sind. Es wird gemeldet:

> „Präsident Carter besteht darauf, daß die USA über alle Verletzungen der Menschenrechte diskutieren, wo auch immer sie stattfinden, sichert die Regierungserklärung jetzt den Indianern zu. ‚Es wäre zwecklos und überdies ein schlechter Dienst an der Sache, über die den Ureinwohnern der USA zugefügten Ungerechtigkeiten hinwegzusehen. Die Vereinigten Staaten werden jede ernsthafte Klage untersuchen und, wenn erforderlich, Korrekturmaßnahmen ergreifen'."[19])

Schöne Worte — mit genügend Hintertüren! Da die Indianer von den Weißen seit eh und je mit schönen Worten reichlich bedacht worden sind, werden sie auf Taten warten. Große Hoffnungen können sie nach ihren Erfahrungen nicht haben.

Große Hoffnungen setzen sie auch nicht auf Hilfe aus Europa. Nach der Zusammenkunft in Genf sind einzelne Vertreter der Indianer in europäische Großstädte gereist, um dort um Verständnis und um Unterstützung zu bitten. Warum können sie hier wenig erwarten? — Nun, die Indianer wollen ihren eigenen Weg gehen, „ohne die Bibel und ohne das ‚Kapital' von Karl Marx, oder „Zwischen Kapitalismus und Marxismus", wie sie sagen. Ist dieser Weg, der eigene Weg, den Europäern, überhaupt noch möglich? — Die Indianer scheinen das zu bezweifeln. Einer ihrer Redner rief seinen Zuhörern in Hamburg zu:

**„Das beste, was ihr tun könnt, ist, euch selbst zu befreien!"**

---

[19]) Frankfurter Rundschau v. 27. 9. 1977

# Wichtige Bücher

**1. Das rote Amerika, Nordamerikas Indianer, von Christian F. Feest,** Europa-Verlag, Wien, 1976. Der Verfasser ist Deutscher, der seine Forschertätigkeit durch mehrjährigen Aufenthalt in Amerika überprüft und vertieft hat. Er behandelt mehr die heutige Lage, die bereits vielschichtig genug ist, bringt aber immer wieder auch Rückblicke auf die geschichtliche Entwicklung. Reichhaltige Quellenangaben für die verschiedenen Fragenbereiche.

**2. Weg ohne Mokassins, von Axel Schulze-Thulin,** Droste-Verlag, Düsseldorf, 1976. Der Verfasser ist Deutscher. Er behandelt, wie schon der Titel sagt, mehr den heutigen Indianer, und seine Versuche, in der heutigen Welt Fuß zu fassen. Dabei weist auch er auf die geschichtliche Belastung des Verhältnisses zu den Weißen hin, das bis heute ein falsches Bild des Indianers ergibt. Viele Quellen.

**3. Die Wunden der Freiheit, Selbstzeugnisse, Kommentare und Dokumente aus dem Kampf der Indianer gegen die weiße Eroberung und heutige Unterdrückung in den USA vom Beginn der Kolonisierung bis 1975,** Deutsche Ausgabe im Trikont-Verlag, München, 1975. Das Buch ist von Indianern verfaßt und herausgegeben und enthält indianische Aussagen aus den verschiedenen Jahrhunderten, Beispiele des Widerstands gegen die Weißen auf allen Gebieten.

**4. Ruf des Donnervogels, Kultur und Geschichte der Indianer, von ihnen selbst erzählt, herausgegeben von Charles Hamilton,** deutschsprachige Ausgabe im Verlag: Die Arche, Zürich, 1960. „Der amerikanische Indianer ist der Verfasser dieses Buches“, heißt es in der Einführung. Das Buch enthält Berichte über sämtliche Lebensbereiche der Indianer. Es sind Aussagen von Indianern verschiedener Stämme und aus verschiedenen Zeiten.

**5. Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses, von Dee Brown,** Deutsche Ausgabe bei Hoffmann und Campe, Hamburg, 1972. Der Verfasser ist Indianer. Der Titel bezieht sich auf das Gemetzel, das weiße Soldaten im Jahre 1890 bei der Ortschaft Wounded Knee an Indianern, Männern, Frauen und Kindern, verübt haben. Das Buch schildert die Ereignisse und besonders die Vernichtungskriege der Weißen gegen die Indianerstämme des Westens in den Jahren 1860 bis 1890, die Freiheit, Land und Leben verteidigen wollten.

**6. Glauben und Denken der Sioux, Zur Gestalt archaischer Weltbilder, von Werner Müller,** Verlag von Dietrich Reimer, Berlin, 1970. Der Verfasser ist Deutscher. Mit Hilfe einer ungeheuren Auswahl von Berichten von Weißen sowie Aussagen von Indianern dringt er in Seele und Denken dieser Völkerschaft ein und vermittelt einen Einblick in Welt- und Lebensauffassung dieser uns so fremden Menschen. Der Leser gewinnt Verständnis und Achtung. Das Buch schildert das indianische Leben vor rund 100 Jahren. Es ist zu bedauern, daß es von den Weißen in seiner Entwicklung gewaltsam unterbrochen, wenn nicht zerstört worden ist. Viele Quellen.

# Bücher und Schriften aus dem Verlag „Mein Standpunkt" 2910 Westerstede 1

## Kurt v. Zydowitz:
# Glaubensumbruch – ein Verhängnis

— 700 Jahre germanisch-deutsche Geschichte —

Teil I: 6. bis 9. Jahrhundert, 144 S., br., 12,— DM bzw. 75,— öS.
Teil II: 10. bis 13. Jahrhundert, 298 S., br., 24,— DM bzw. 150,— öS.

---

## Hermi Kettler-Heidmann
erzählt
# Grimmsche Märchen für Kinder

56 Seiten, broschiert, 6,90 DM bzw. 45,— öS.

---

Dr. Werner Preisinger: **„Ist Volkserhaltung noch zeitgemäß?"**
28 Seiten, 2,40 DM bzw. 15,— öS.

Dr. Werner Preisinger: **„Die Evolutionstheorie in der Sicht der Naturwissenschaft, der Religion und der Philosophie"**
32 Seiten, 3,60 DM bzw. 22,50 öS.

Dr. Werner Preisinger: **„Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?"**
24 Seiten, 3,60 DM bzw. 22,50 öS.

Kurt v. Zydowitz: **„Der Islam — Neue Weltmacht?"**
28 Seiten, 2,40 DM bzw. 15,— öS.

Kurt v. Zydowitz: **„Die Indianer in den USA — gestern — heute — morgen"**
48 Seiten, 4,20 DM bzw. 27,— öS.

Rolf Beckh: **„Friedrich der große Mensch — Auszüge aus ‚Friedrich der Große, Gespräche mit Catt'"**
28 Seiten, 3,60 DM bzw. 22,50 öS.

---

Außerdem erscheint die Monatszeitschrift
**„Mein Standpunkt — Gedanken zur Zeit".** — Bezugsgebühr vierteljährlich 5,70 DM bzw. 36,— öS.



# Lest die „Deutsche Wochenschau“

## Achtung freie Deutsche!

**Die ständige Kampfwaffe Ludendorffs ist seine Wochenschrift:**

# Deutsche Wochenschau

**Völkische Feldpost**

**Berlin SW 68, Zimmerstraße 7**

**Bezugspreis monatlich 1 Mark / Durch die Post zu beziehen**

Jede Woche erscheint in dieser Wochenschrift als Ergänzung der Schriften des Generals Ludendorff neue und weitere wichtigste Kampfaufklärung über die Verbrechen der überstaatlichen Mächte in Vergangenheit und Gegenwart, die zu verbreiten, vor allem für das Deutsche Volk, aber auch für alle Völker der Erde lebensnotwendig ist. Aber darüber hinaus wird in der Deutschen Wochenschau dem Deutschen Volke und allen Völkern der Erde der Weg zur Arterhaltung und Freiheit und die schöpferische Gestaltung einer lebendigen, wehrwilligen Volkseinheit und der sie und ihre politische, kulturelle und wirtschaftliche Selbständigkeit sichernden Staatsform gezeigt.

Durch die Aufsätze des großen Feldherrn und Befreiers von den überstaatlichen Mächten General Ludendorff und der großen Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff (von Kemnitz) hat die Wochenschrift weltgeschichtliche Bedeutung und die verflossenen Jahrgänge sind heute schon gesuchte, hochbewertete Dokumente.

Die Schriftleitung der Deutschen Wochenschau.

## Jeder Deutsche liest die „Deutsche Wochenschau!“

Der Feldherr Erich Ludendorff und seine Frau Dr. Mathilde Ludendorff schrieben in den Jahren 1926 bis zum April 1929 Beiträge für die **„Deutsche Wochenschau“**. Ab Mai 1929 bis zum Verbot durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 veröffentlichten beide ihre Beiträge in der Wochenschrift **„Ludendorffs Volkswarte“**. Ab 1933 bis 1939 schrieben beide in **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift“**. Digitalisiert als Leseproben jeweils im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderer Quellen erhältlich. Ansonsten digitalisiert im PDF-Format zu beziehen beim Verlag Hohe Warte (www.hohewarte.de, E-mail: vertrieb@hohewarte.de) oder unter www.booklooker.de.

# 14 Vorträge von Dr. Werner Preisinger

Ursprünglich in den Jahren um 1980 auf Tonbandkassette gesprochen und jetzt digitalisiert als MP3-Dateien auf CD erhältlich. Die Inhalte einiger Vorträge sind auch in gedruckter Form im Verlag „Mein Standpunkt“, Westerstede erschienen.

1. **Ende des deutschen Volkes?**
2. **Der Morgenthauplan und seine heutige Durchführung** (2015 veraltet)
3. **Ist Volkserhaltung noch zeitgemäß?** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen)
4. **Tod und Unsterblichkeit – Eine Einführung in die Religions-philosophie Dr. Mathilde Ludendorffs**
5. **Was hat Friedrich Ludwig Jahn uns heute noch zu sagen?**
6. **Die Evolutionstheorie in der Sicht der Naturwissenschaft, der Religion und der Philosophie** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen).
7. **Vom Sinn des Lebens und vom Sinn des Sterbens**
8. **Weihnachten – ein Fest der Hoffnung**
9. **Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen)
10. **Hat die Ludendorff-Bewegung eine Zukunft?**
11. **Ist das deutsche Volk noch zu retten?**
12. **Deutschland darf nicht untergehen!**
13. **Des deutschen Volkes drohender Untergang und Rettungs-möglichkeit in höchster Not**
14. **Ziel und Weg Erich Ludendorffs**
    2. Seite: Aus der Reihe E Nr. 6 (Die Reihe E hat 13 Kassetten)

Jede Vortrags-CD kostet 12,95 Euro. Ihre Nachfragen und Bestellungen richten Sie bitte an

**Nordfried Preisinger**
**Dorfstraße 22**
**23845 Bühnsdorf**

E-Post: mnpreisinger@t-online.de
Tel: 04550 555

Für Druckausgaben der Hefte von Dr. W. Preisinger siehe das Internet, z.B. www.eurobuch.com, www.booklooker.de, www.amazon.de, www.zvab.com o.a. Quellen.

**Folgend einige Zusammenstellungen von Matthias Köpke als e-Bücher im Internet unter: www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Quellen:**

1. **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“**, 2014.
2. **„Das Buch der Kriege Jahwehs“**, 2014.
3. **„Kampf für Wahlenthaltung –** Ein Mittel zur Vernichtung des Systems? Ein Mittel zur Deutschen Neugestaltung?“, 2013.
4. **„Kampfgift Alkohol“**, 2013.
5. **„Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“**, 2014.
6. **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“**, 2014.
7. **„Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“**, 2014.
8. **„Scheinwerfer-Leuchten“**, 2014.
9. **„Haus Ludendorff und Wort Gottes**“, 2014.
10. **„Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch“**, 2014.
11. **„Es war vor einhundert Jahren“**, 2014.
12. **„Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets“ von Erich Ludendorff;** Herausgegeben von Matthias Köpke, E-book, 2014.
13. **„Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff“** Eine Übersicht ihrer Veröffentlichungen, 2014.
14. **„Denkschrift: Mit brennender Sorge“**, Offener Brief, 2015.
15. **„Drei Irrtümer und ihre Folgen“,** Okkultismus, 2015.
16. **„Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche“**, 2015.
17. **„Warum sind meine Kinder nicht geimpft?“**, 2015.
18. **„Erich Ludendorff. Eine Antwort auf Verleumdungen des Toten“**, 2015

Besucht auch meinen Internetkanal bei Youtube:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing
und schaut bei Videos und Playlists hinein!